
Digitized by Google

# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

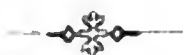
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
(Frauenplatz Nro. 8.)



<36635964770016

# Chapelle Gaugain.



Roman in zwei Abtheilungen

von

Aline von Schlichtkrull.

Erste Abtheilung:

## Der Cardinal von Richelieu.

Zweiter Band.



Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1855.

# Der
# Cardinal von Richelieu.

---

Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

---

**Zweiter Band.**

Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1855.


Staatsbibliothek
München



# Drittes Buch.




## Erstes Kapitel.

„There is a stern round tower of other days
Firm as a fortress, with its fence of stone
Such as an army's baffled strength delays
Standing with half its battlements alone
And with two thousand years of ivy grown
The garland of eternity."

Byron.

Das war das Schloß der Lagieres von la Chapelle Gaugain! Auf einem der kahlen Gipfel der südlichen Cevennen stand es hoch und stattlich, und trotzig wie der Feudalismus, dem es seinen Ursprung verdankte. Stolz schaute es über die niedrigeren Bergkuppen hinab in das Land von Languedoc, wo nicht viele seines Gleichen, gleich ihm, mit wohlerhaltenen Mauern und unversehrten Thürmen prahlen konnten. Entgangen war es der Zerstörung, welche in Folge der politisch-religiösen Stürme der Cevennen über die adeligen Burgen derselben hereingebrochen war. Denn die Lagieres waren gut katholisch, und hatten treu zu allen Zeiten der Empörung

an dem alten Glauben, wie an der alten Dynastie gehangen, und so hatte das siegreiche Königthum dankbar ihre Mauern verschont, und der alten Wappenfahne auf ihren Thürmen ein von einer Glorie umstrahltes Kreuz hinzugefügt. Wohl hatte Manches dazu beigetragen, das Verdienst dieser Glaubenstreue mehr als sie werth sein mochte, hervorzuheben; denn die Lagieres waren ein altes und edles Geschlecht, das, gleich so vielen, um der Ehre willen sich für den französischen Thron zu Grunde gerichtet, und um der Ehre willen nie von einer Entschädigung hatte hören wollen. Und jetzt, wo der einst blühende Stamm nur noch in einem durch nichts ausgezeichneten Manne und dessen siechem Sohn fortlebte — jetzt, wo die die Zeit verändert und der Adel eben so selbstsüchtig als bestechlich geworden war — jetzt fand der Hof es bequem, eine alte Schuld auf so wohlfeile Weise zu tilgen, und durch eine Auszeichnung, die ihn nichts kostete, die Lagieres aus der Dunkelheit ihres längst schon glanzlosen Lebens zu ziehen, in der sie, ohne es gewahr zu werden, langsam verfallen waren.

So, während Charles, der letzte Sprosse der Familie, zum Liebling des Königs erhoben worden war, lebte George Lagieres in den Einsamkeiten des Languedoc ein träges, thatenloses Leben. Daß sein

Schloß noch ohne Fehl und Tadel auf der Zinne seines Berges stand, daß seine dicken, mit unzähligen Schießscharten versehenen Ringmauern, seine Gräben, Zugbrücken und Wälle noch manchem Sturm zu stehen vermocht, war das Verdienst derer, die es so fest gebaut hatten. Ohne Ehrgeiz und ohne Charakter geboren, hatte Georg Lagieres nie etwas anderes verlangt, als mühelos leben und ruhig sterben zu dürfen. Erzogen in Verhältnissen, deren Verfall er nicht aufzuhalten taugte, zum Theil in Umgebungen, deren sittlicher Werth und geistige Bildung auf gleich niederer Stufe standen, war er zu jener Trivialität der Gesinnung herabgesunken, welcher alltägliche Naturen fast immer verfallen, sobald das bischen Romantik, das die Jugend zu begleiten pflegt, mit derselben verflogen ist. Er hatte de Broc in den Zeiten seines kurzen Glanzes als gefährlichen Verschwörer gekannt, und es später sehr bequem gefunden, sich von ihm für eine gelegentliche Mitwirkung und eine Verschwiegenheit, die ihm nicht besonders verbrecherisch erschien, bezahlen zu lassen — ganz der ultra-praktischen Richtung jenes Zeitalters gemäß, nach welcher Geld und Leben mehr als der längst zur Chimäre gewordene Begriff ritterlicher Ehre galten. Und wenn Lagieres sich ohne jene heimlich und schmutzig erworbenen Subsidien

nicht erhalten zu können meinte, so hatte er wahrlich in seinem Sinne nicht Unrecht; denn unbenutzt lagen seine weiten Bergfluren, mit ihrem Reichthum von Kohlen, Eisen und Silbererzen; unbenutzt, oder unter der schlechten Verwaltung von Frohnbauern, lagen die Ebenen am Fuß der Berge, in denen die goldene Aehre reifen, die Thäler, auf deren steinigem Grund südlicher Sonnenschein die purpurne Traube hätte zeitigen können. Und wenn George Lagieres sich endlich geweigert hatte, de Broc, wie es derselbe früher gewünscht, die ganze Vicegrafschaft zu überlassen, so war es aus jenem traditionellen Stolz geschehen, den selbst die gewöhnlichste Natur einem Erbe gegenüber festhält, das ihn bei jedem Tritt an eine glänzende und ruhmvolle Vergangenheit erinnert.

Aber seit einiger Zeit war eine Verlegenheit über ihn gekommen, von der er sich niemals hatte träumen lassen, und die ihn deßhalb auch höchst rathlos fand. Von einer unerklärlichen Melancholie befallen, war, wie wir wissen, die liebenswürdige Gräfin von Lurique in die Einsamkeit von Gaugain zurückgeflüchtet. Die Mähr von dem Tiefsinne der jungen Frau, die als Josephine von Lagieres weit und breit bekannt und ihrer Güte und Anmuth wegen beliebt gewesen war, hatte sich in kurzer Zeit über viele Meilen im Um=

kreise verbreitet, und zum nicht geringen Mißbehagen ihres Bruders hieß es überall, daß die Sache sich nicht mit rechten Dingen zutrage, sondern daß Zauberei mit im Spiele sei.

Und in der That trafen verschiedene Umstände zusammen, welche dem, halbgebildeten Zeitaltern besonders eigenen Hang zum Wunderbaren im Volke Gelegenheit gaben, sich zu bethätigen; der Leser gestatte mir, sie anzudeuten.

Im Norden der Ebene von Castelnaudary, drei bis vier Stunden von Gaugain, lag ein Kloster der barmherzigen Schwestern des Benedictinerordens. Bis zur Zeit der Reformation von Mönchen bewohnt, dann von fanatischen Bilderstürmern zerstört, hatte Heinrich III. es wieder aufbauen lassen und es einem Fräulein von Lagieres geschenkt, welche aus Reue über ihre Liebe zu ihm in den Orden der Benedictinerinnen getreten war. Das Fräulein von Lagieres war bald darauf gestorben und hatte vor ihrem Tode von ihrem ehemaligen Gebieter die Gunst erbeten, ihre Nachfolgerin aus ihrer Familie wählen zu dürfen. Heinrich III. hatte die Bitte verstanden und das Kloster mit der dazu gehörigen reichen Pfründe den Lagieres erb- und eigenthümlich verliehen, so lange eine der Töchter ihres Stammes sich berufen

fühlen würde, die Freuden der Welt mit dem Schleier zu vertauschen.

Josephine, zu ihrer Zeit der einzige weibliche Sprosse ihres Geschlechts, war dem zufolge von ihrem um Vieles älteren Bruder zur Nachfolgerin ihrer Tante, der damaligen Aebtissin des Klosters von Sankt Annen, bestimmt worden. Er hatte sie von einem durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten und im Geruche der Heiligkeit stehenden Bruder vom Orden der Cordeliers erziehen lassen, welcher in seiner Jugend, in Folge einer leichten Verletzung seiner Ordensregel, durch die Ränke seiner, auf sein Wissen eifersüchtigen Ordensbrüder aus der Gemeinschaft ausgestoßen worden war, und seither, dem Nachdenken und den Wissenschaften ergeben, als Klausner in den Montagnes-noires gelebt hatte. Der Pater Valmar vom heiligen Kreuz — so genannt nach der großen Reliquie von wunderthätigem Holze, die seine Hütte überragte — hatte sich gern dazu verstanden, die künftige Aebtissin von Sankt Annen für ihren Beruf auszubilden; aber Josephine von Lagieres zeigte keine Neigung für den geistlichen Stand und die Wissenschaften, und ergötzte sich lieber an den prächtigen, Marien von Medicis zu Ehren gegebenen Festen, als an den lateinischen Büchern des gelehrten Cordeliers.

Da kam der Graf von Lurique im Gefolge der Kö-
nigin nach Gaugain; die schöne Josephine fachte eine
heftige Liebe in seinem Herzen an, und diese Liebe
ward erwidert. Der Pater Valmar, der Vertraute
Josephinens selbst in diesem zarten Punkt, war ein
Mann von klaren und praktischen Einsichten; er rieth
Lagieres seine Schwester frei über ihr Leben verfügen
zu lassen, und dieser, gewohnt, dem längst entscheidend
gewordenen Einflusse des guten Paters nachzugeben,
vermählte Josephinen, obgleich nicht ohne Schmerz, auf
die Gefahr hin, die reiche Pfründe des Klosters von
Sankt Annen zu verlieren. Aber nicht alle Leute
nahmen diese Sinnesänderung so leicht wie der Pater
Valmar. Es war seit langer Zeit so Manches von
dem Treiben innerhalb der Mauern von Gaugain
bekannt, was im Lande Anstoß und arge Vermuthun-
gen erregte; man sprach von Einwirkungen des Teufels,
und Josephine selbst, schon halb gewohnt sich als
Nonne zu betrachten, schritt, obgleich an der Hand
eines geliebten Mannes, mit trüben Ahnungen und
schwerem Herzen zum Traualtar.

Das Schloß von Gaugain war anspruchsvoll und
mit einer gewissen pomphaften Regelmäßigkeit gebaut;
es hatte vier schlanke Thürme, einen an jedem seiner
vier Enden; an der Nordseite allein befand sich ein

weit vorspringender Flügel im reinsten gothischen Styl, auf den eine plumpe Hand ohne Zweck oder erkennbaren Plan einen riesenhaften, runden trotz seiner Häßlichkeit imposanten Thurm gesetzt hatte; man nannte ihn den Astrologenthurm von Gaugain. Das Volk der Montagnes-noires erzählte sich von seiner Entstehung und Benutzung wundersame und schauerliche Geschichten, eine immer schrecklicher als die andere, und Niemand ging gern in der Nähe vorüber, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen. Den Beschluß dieses Sagenkreises bildete eine wirkliche Thatsache, deren sich mancher Cevennenbewohner noch erinnerte. Auf der Zinne stehend, hatte der Astrolog von Gaugain vor zwanzig Jahren das gewaltsame Ende des guten Königs Heinrich IV. verkündet, ein lautes Wehe über das Land gerufen und sich sodann von oben herab in die Tiefe gestürzt. Warum er es gethan? — warum er sein prophetisches Unglückswort mit dem Tode besiegeln gewollt? Niemand wußte es; die Herren von Gaugain begruben ihn in geweihter Erde und legten Trauer an; das Volk aber flüsterte, er sei von denen, die im Schlosse früher noch als er an den Tod Heinrich's des Vierten gedacht, von der Zinne hinabgeschleudert worden.

Wie dem auch gewesen — der Astrolog hatte

eine Tochter hinterlassen, und Georges Lagieres, in dessen Charakter eben so wenig Härte als Großmuth lag, verstieß sie nicht. Er ließ sie seiner jungen Schwester als Spielgefährtin, und zwischen beiden Mädchen hatte sich, trotz ihrer Verschiedenheit an Alter und Temperament, bald jene leidenschaftliche Freundschaft entsponnen, welche in den ersten Jugendjahren der Liebe voranzugehen und dieselbe zu ersetzen pflegt. Xenia war älter als Josephine, trüb und ernst wie der Thurm, in welchem sie das Licht der Welt erblickt hatte; düster und schweigsam, wie ihr Vater, von dem sie die Wissenschaft der Sterndeuterei, die geheimnißreiche Sprache der mitternächtigen Natur, die Neigung zu nächtlichen Meditationen und zur Beobachtung der wenigen Menschen, die sie liebte, geerbt; sie hatte von ihm auch die Gewohnheit, die Ergebnisse ihrer Forschungen und ihres phantastischen Hinbrütens über Anfang und Fortgang der Dinge in kurze, dunkle, orakelähnliche Sprüche zusammenzufassen, und oftmals hatte der Zufall ihre Aussprüche mit wunderbarer Treue gerechtfertigt. So hatte sie dreimal Krieg und Pest vorher verkündet, und ward deßhalb vom Volk gehaßt als unheilbringende Sibylle, gleichsam als ob sie das Leid, das sie verkündete, selbst heraufbeschworen habe. Josephine allein hatte

Gelegenheit gehabt, an ihre Güte zu glauben; Josephine liebte sie, und die düstere Xenia liebte sie wieder.

Oft und dringend hatte sie ihre Freundin gebeten, ihrem eigentlichen Berufe nicht untreu zu werden; aber Josephinens Liebe für den Grafen von Lurique machte sie damals gegen die Stimme der Freundschaft, wie gegen die ahnungsvolle Warnung ihres eigenen Herzens taub. Die Leute im Languedoc aber, welche alle von Josephinens Bestimmung zur einstigen Aebtissin von Sankt Annen wußten, und demzufolge ihre Wahl mißbilligten, sprachen von dem Einflusse jenes finsteren dämonischen Wesens, welches in der Stille der Nacht ihren Geist durch unheilige Träume entflamme, um sie von einem gottseligen Beruf zu einem Leben der Weltlichkeit und des Leichtsinnes zu treiben. Xenia hörte mit Gleichgültigkeit alle diese falschen und abergläubischen Beschuldigungen, welche an ihrem reinen Gewissen spurlos abglitten; aber sie versuchte ein letztes Mal, Josephinen begreiflich zu machen, daß der Mensch nie leichter das göttliche Mißfallen auf sich herabrufe, als wenn er sich eigenmächtig von dem ihm uranfänglich bestimmten Lebenszwecke abwende. Josephine weinte, aber trotz dieser Rührung erkannte Xenia bald das Vergebliche

ihrer Vorstellungen. Langsam, ein trauernder Genius der Zukunft, senkte sie die ernsten schwarzen Augen. „Du dauerst mich, schöne Blume von Gaugain!“ sprach sie ungefragt, als ob eine innere Nothwendigkeit sie dazu zwinge — „aus Deinem heimathlichen Boden gerissen, wirst Du früh verdorren, und eine Frucht tragen, die manche Seele vergiften wird.“

Das war nun eines dieser Worte, wie Xenia sie auszusprechen pflegte, und Josephine glaubte an sie. Sie hatte zwar nicht vermocht, ihrer Liebe zu entsagen, aber die Erinnerung an dieses Wort begleitete sie in die Arme ihres Gatten; Heimweh und Gewissenspein ergriff sie; ein täglich zunehmender Tiefsinn drückte sie nieder, alle Blüthen ihres jungen Lebens vernichtend. So war sie in dem Zagen ihres Herzens nach Gaugain zurückgegangen — so welkte sie, nachdem sie in dem Schlosse ihrer Väter eine Tochter geboren, im langsamen Siechthum Tag für Tag dem Grabe zu. Vergebens hatte Lagieres die Ursache dieser Krankheit zu erforschen und zu heben gesucht. Die Leute des Landes schrieen freilich, daß niemand anders als die Sibylle von Gaugain Schuld an dem Irrsinn der jungen Gräfin sein; aber Lagieres war, obschon nicht eben frei von den Einbildungen seines Zeitalters, zu vernünftig, um es zu glauben.

Die Aebtissin von Sankt Annen weigerte sich, der armen Kranken, welche in den Mauern des Klosters Schutz gegen ihre trüben Phantasien suchte, eine Zuflucht zu gestatten, welche sie mit ihrer Tochter und ihrer Freundin theilen wollte. Lagieres suchte seine sonst verständige Verwandte von ihrem Vorurtheil gegen die Tochter des Astrologen zurück zu bringen. Vergebens! Die Aebtissin war unerbittlich. Die Hexe von Gaugain, sagte sie, halte Josephinens Seele im Bann und trachte nur darnach, durch sie in das Kloster zu gelangen, wo sie vielen jungfräulichen Boden für ihre Teufeleien zu finden hoffe. In seiner Noth dachte Lagieres endlich an den Pater Valmar Cordelier. Er begab sich zu ihm und schickte gleichzeitig einen Boten an den Hof, um Nachrichten über Sohn und Schwager einzuziehen.

Castelnaudary wird im Norden von einer Anhöhe begrenzt, welche als der letzte Ausläufer der Montagnes-noires gelten kann. Vereinzelt erheben sich nackte Felsen aus dem von der Arriège bis zur Aude hinstreichenden Hochwalde und beherrschen die jetzt vom Canal du midi durchschnittene Ebene, wie ein steiles Vorgebirge das Meer beherrscht. Auf einem dieser Felsen hatte unser Cordelier sich angesiedelt.

Herr von Lagieres hatte sein geistliches Factotum

schon seit ziemlich geraumer Zeit nicht mehr aufgesucht. Jeder Andere wäre vielleicht empfindlich gewesen; der Cordelier aber begrüßte ihn eben so würdig als freundlich. Lagieres blieb seinerseits etwas überrascht am Eingange stehen, als er hinter einem mit Büchern hochbeladenen Studirtische einen Mann hervorkommen sah, den er sofort für den Kapuziner Joseph, die sogenannte graue Eminenz, den Vertrauten des Cardinals von Richelieu erkannte. Da er sich dies Zusammentreffen nicht gleich reimen konnte und überdies den Kapuziner fürchtete, blickte er etwas verlegen vor sich hin.

Der Pater Joseph ließ ihn indessen nicht zum Nachdenken kommen.

„Bei meiner Seele, Messire von Lagieres!“ rief er, indem er aufsprang und dem Edelmanne eine seiner rauhen Hände reichte — „wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit, und der Pater Valmar kann mir bezeugen, daß wir so eben von Ihnen gesprochen haben. Ich komme vom Hofe mit einer Sendung für Sie und habe Gelegenheit genommen, den Pater Valmar, dessen Schriften jetzt auf der Sorbonne floriren, kennen zu lernen. Ein Mann von wahrhaft außerordentlichem Verdienst! Nun, wie ergeht es der Frau Gräfin von Lurique?“

„Schlecht! äußerst schlecht!“ erwiderte Lagieres seufzend — „und ich komme eben, um den ehrwürdigen Vater ihrethalben um Rath zu fragen. Sie müssen sich entschließen, mir nach Gaugain zu folgen, mein Vater, um zu sehen, was mit meiner Schwester anzufangen ist, ihr Zustand bringt mich zur Verzweiflung.“

„Ich bin bereit!“ erwiderte der Codelier; „indessen habe ich morgen verschiedene Kranke zu trösten, die auf meinen Besuch harren, und muß erst die alten Verpflichtungen lösen, bevor ich neue eingehen darf. Wollen Sie die Nacht unter meinem geringen Dache vorlieb nehmen, so seien Sie mir herzlich willkommen; wo nicht, so verlassen Sie sich darauf, daß ich morgen um die neunte Stunde Abends in Gaugain bin.“

„Und ich,“ ergänzte Joseph, „begleite mit Ihrer Erlaubniß den Pater Valmar. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Messire von Lagieres. Einstweilen nehmen Sie zwei Briefe von Herrn von Lurique und einen von Ihrem Sohn. Beide weilen noch in Italien, werden aber wohl bald nach Frankreich zurückkehren.“

Lagieres erbrach die Briefe, deren Inhalt ihn nicht sonderlich zu erfreuen schien, auch waren sie bereits vor länger als anderthalb Monaten geschrieben. Er dankte hierauf dem Cordelier für das Anerbieten

seiner Gastfreundschaft und verabschiedete sich. Die beiden Paters hatte einige Mühe, wie das nach einer unvorhergesehenen Störung häufig der Fall ist, wieder mit der Unterhaltung in Fluß zu kommen. Joseph brach zuerst das Schweigen.

„Ein närrischer Kauz, der Lagieres!" sagte er — „wie ich glaube, zum Schloßherrn und Lehensmann eben so sehr, wie zum Hofmann verdorben. Wir wußten nicht, daß Sie mit ihm bekannt sind; sonst würden wir Sie vielleicht schon früher um Ihre Mitwirkung bei Abstellung einiger Mißverhältnisse gebeten haben, welche zwischen seiner Familie und einigen anderen Personen des Hofes entstanden sind. Freilich sind dergleichen ärgerliche Kleinlichkeiten nichts, womit sich ein Mann von Ihrem Verdienst befassen mag —"

„Ich bitte Sie," unterbrach der Cordelier, „machen Sie doch von meinem geringen Verdienste nicht so viel Aufhebens; Sie vergessen, daß ich ein Mann bin, der die Hofsprache nicht gelernt hat. Ich interessire mich sehr für die Lagieres, namentlich für diese arme Josephine, die ich erzogen, wie für den jungen Charles, der ja am Hofe eine so glänzende Rolle spielen soll. Es hat mich tief geschmerzt, daß man beabsichtigt, ihn an jene sittenlose Person zu

verheirathen, welche im Benediktinerkloster von Sankt Annen ihre unreine Liebe zu einem unserer Prinzen abbüßt — —"

„Abbüßt! — unreine Liebe!!" wiederholte Joseph mit einem Eifer, der, wenn er den Cordelier nicht so schlau von der Seite in's Auge gefaßt hätte, beinahe im Stande gewesen wäre, an seine Aufrichtigkeit glauben zu machen — — „so wäre denn das alberne Geschwätz des Hofes sogar bis in Ihre heilige Einsamkeit gedrungen? Das frömmste Mädchen aus ganz Paris, die von Ihrer Majestät der Königin dem Vicomte Charlot nur bestimmt ward, um ihn aus einem Wüstling zu einem ordentlichen Menschen zu machen! — Ich bin gewiß, daß Ihnen der alte Lagieres die Ohren voll geblasen, obgleich er selbst zu dieser Heirath bereitwillig die Hände geboten hat. Er ist ein Schwätzer, der morgen nicht mehr weiß, was er heute will. Nicht wahr? — meinen Sie nicht auch? Es darf mich übrigens nicht wundern. Die Welt ist so verderbt, daß sie die schlimmsten Voraussetzungen rechtfertigt, und ich müßte mich sehr irren, wenn auch Sie sie nicht von der Seite kennen gelernt hätten. Man geräth ihr gegenüber nur zu oft in Zwiespalt mit sich selbst. Was meinen Sie zum Beispiel, Sie, der Sie ein frommer Mann sind:

Würden Sie, gesetzt, daß dem Gerede der Welt hier eine Wahrheit zum Grunde läge, es für Sünde halten, den Fehltritt des Fräuleins, ihrer Reue zu lieb, zu verheimlichen, und Herrn von Lagieres zu zwingen, sein gegebenes Wort zu halten, falls er sich dessen weigern sollte?"

Pater Joseph, der, wie der Leser sich denken kann, den Cordelier nicht ohne Absicht aufgesucht hatte, war über die Stephanien betreffende Aeußerung desselben verzweifelt vergnügt und glaubte ihn durch seine eben so lange als confuse Rede genugsam in seinen Gedanken bestärkt zu haben. Stephanien laut mit Worten zu vertheidigen, während die Verhältnisse so gewendet wurden, daß sie nicht anders als schuldig erscheinen konnte, war ein Stück von Joseph's Politik, das Richelieu kannte und verabscheute, aber aus Noth duldete. Der Umstand, daß der Cardinal mit de Broc für eng befreundet galt und daher veranlaßt war, an dem Schicksal der Schwester desselben speziellen Antheil zu nehmen, konnte so Manches erklären, was sonst unerklärlich geblieben wäre. Pater Joseph hatte das Alles weislich vorher überlegt, und war nicht wenig stolz auf seine Operationen.

Der Cordelier hatte den Kapuziner ausreden lassen, jetzt hob er seine guten klaren Augen ruhig,

nicht ohne einen Stich von Schalkhaftigkeit zu ihm auf, um zu zeigen, daß er es recht gut verstehe, wenn man ihn ausforschen wolle. „Ehrwürdiger Vater," sagte er — „ich kümmere mich wenig um die Händel dieser Welt, und mische mich nicht in Dinge, die mich nichts angehen. Ich verschließe mich Niemandem; ich gebe meinen Rath wo er verlangt wird, helfe wo ich kann und bewahre die mir anvertrauten Geheimnisse. Im Uebrigen kann ich es nur loben, wenn man die Fehltritte seiner Nebenmenschen mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, und wenn der Herr Cardinal von Richelieu auch nur durch weltliche Rücksichten dazu bestimmt würde, sich des Fräuleins von Broc anzunehmen, so ist es doch immer löblich, auf so zarte Weise der Reue einer jungen Dame zu Hülfe zu kommen. Ich würde das Alles nicht wissen, wenn Herr von Lagieres mir nicht davon erzählt hätte, und erwähne es gegen Sie, mehr um Sie zu beruhigen, als um ein Weiteres davon zu erfahren."

Der Pater Joseph hätte den Cordelier vor Entzücken umarmen mögen. „Topp!" sagte er in seiner gewöhnlichen derben Weise — „Sie sind mein Mann; man trifft selten so praktische Köpfe unter der Mönchskapuze. Die Eminenz hatte es wohl errathen. Jo-

seph! sagte er, nachdem er Ihre letzte Schrift gelesen — wenn Du nach Gaugain gehst — so vergiß ums Himmelswillen nicht, den Pater Valmar aufzusuchen. Es geschah das nicht ohne Absicht, denn Se. Eminenz denkt daran, in dieser Gegend mehrere Klöster zu stiften, um dem römischen Glauben hier eine neue, höchst nothwendige Schutzwehr zu verleihen. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht bald als Prior eines derselben sehen sollte und sage Ihnen das nur, um Sie auf das Wahrscheinliche vorzubereiten."

Der Pater Valmar lächelte ein wenig. „Es bedürfte dieser Vorbereitung nicht, ehrwürdiger Vater!" sagte er ruhig; „ich würde eine so große Gunst des Schicksals jederzeit mit Dank gegen die Vorsehung annehmen, ohne dabei zu vergessen, daß dieselbe weit über mein Verdienst und Würdigkeit geht. Jetzt aber ist es Zeit einen Rosenkranz zu zählen, und ich bitte Sie, mich bis auf Weiteres zu entschuldigen. Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen, und werde Ihnen noch Einiges von meinen Gedanken über so Manches mittheilen, was zur Befestigung unserer heiligen Kirche gut sein dürfte."

Der Pater Joseph schüttelte dem Cordelier die Hand und verließ ihn, glückselig über die Entdeckung

dieses Juwels von einem Manne. Am nächsten Tage folgte er ihm auf Schritt und Tritt, half ihm Arme besuchen, Kranke trösten, Waisenkinder unterrichten und langte spät am Abend wohlbehalten mit ihm im Schlosse Gaugain an.

Der Leser erinnert sich, daß zu der Zeit, von der wir sprechen, das Languedoc nichts weniger als ruhig war. Die Paters Joseph und Valmar wurden im Schloß mit der Nachricht empfangen, daß die vereinigte Armee Monsieurs und des Herzogs von Montmorency durch sechstausend Neapolitaner verstärkt, sich bei Castelnaudary zusammengezogen habe.

„Sie ruiniren sich — sie ruiniren sich sicher!“ rief Joseph in großer Aufregung. „Man wird es Herrn von Montmorency nie verzeihen, so viel Vertrauen getäuscht zu haben. Ich sage Ihnen, er war der Liebling Sr. Eminenz. Sogar die junge Königin war ihm eine Zeitlang sehr gewogen.“

„Ja wirklich,“ entgegnete Lagieres — „sein Verfahren ist nicht verzeihlich, denn das Land wird dadurch nur unglücklich gemacht, obgleich sein Wohl stets der Wahlspruch ist, hinter den sich dergleichen Verräthereien verschanzen. Ich für meinen Theil suche den Stand der Dinge in meiner Umgebung so viel als möglich zu verheimlichen; denn troß der ein-

dringlichsten Vorstellungen ist das Volk nur zu geneigt, Jedem nachzulaufen, der ihm Freiheit und einige Vortheile verspricht. Sie, Pater Valmar, müssen das ebenfalls bemerkt haben."

„Und hier zumal," ergänzte der Cordelier, „bedarf es nur des kleinsten Funkens, um die Massen in Flammen zu setzen. Die großen Fortschritte der reformirten Kirche haben die angestammte Treue gegen den Thron untergraben, und der Herzog von Montmorency ist überdies so beliebt, daß das Volk ihm folgt, eben so verblendet, wie er selbst es sein muß. Mir ist sein Verfahren unbegreiflich."

„Höllische Einflüsse! pure Werke des Teufels!" eiferte Joseph. „Beliebt, sagen Sie! — nun ja! — das ist es ja eben. Das Volk ist leider zu dumm, um ein Urtheil zu haben; wäre es anders, so würden wir ihm wahrlich nicht so oft feindlich gegenüberstehen. Es beklagt sich über den Druck der Steuern; aber wenn ein Mann mit großem Namen es brandschatzt, um es gegen die Majestät des Königs bewaffnen zu können, wie Herr von Montmorency in der Ständeversammlung zu Pezenas gethan, so läuft es ihm wie einem Heiland in Krieg und Elend nach und schreit sich noch die Kehlen ab, wenn man den, der es geraden Wegs in's Verderben führt, der Gerech-

tigkeit überliefert. Mir läuft die Galle über, indem ich daran denke. Wenn nur der Marschall Schomberg zur rechten Zeit Nachricht erhält, so werden die Rebellen wohl zur Vernunft gebracht werden. Freilich ist es auch damit noch nicht abgethan; was wird für Herrn von Montmorency übrig bleiben, als das Schicksal Chalais' und Marillac's? Was meinen Sie dazu, Pater Valmar?"

„Ich meine gleich Ihnen," entgegnete der Cordelier, „daß die Stellung der Machthaber eine schwere und verhängnißvolle ist, und daß man wenig Ursache hat, sie um ihre Wachen zu beneiden. Halten Sie nur," fügte er, zu Lagieres gewandt, hinzu, „so viel als möglich die Ruhe in der Gegend aufrecht und thun Sie Alles, was Sie können, um den Leuten zu beweisen, daß wir uns trotz einzelner Beschwerden wirklich nicht über das Regiment zu beklagen haben."

Der Pater Joseph hörte mit leuchtenden Blicken zu. „Sie sind ein braver Mann! — das sind Sie, Pater Valmar!" rief er, indem er dem Cordelier kräftig die Hand schüttelte. „Wir sprechen uns noch. Jetzt aber lassen Sie uns zu der Frau Gräfin von Lurique gehen, die ohne Zweifel ungeduldig ist, ihren würdigen Erzieher zu begrüßen."

„Sie errathen meinen Wunsch," sagte Valmar

ruhig; „Herr Vicegraf von Lagieres, gestatten Sie mir, Madame Josephine zu sehen?“

Lagieres nickte seufzend Gewährung; er erhob sich, und die beiden Geistlichen folgten ihm die Wendeltreppe hinauf, welche zu den von Josephinen bewohnten Gemächern führte. Dieselben waren sämmtlich dunkel bis auf das letzte, über welches eine Lampe ein mattes Licht verbreitete. Lagieres, dem ebenfalls nicht besonders daran gelegen war, sich in die unmittelbare Nähe einer Frau zu begeben, die ja doch mindestens besessen sein konnte, wenn er auch nicht glaubte, daß sie es war, stand an der Thür still und ließ Joseph und Valmar vorangehen. Auf einem, nur mit grobem wollenen Tuche bedeckten Lager ruhte eine abgemagerte weibliche Gestalt, die der gute Cordelier nur mit Mühe für Frau von Lurique erkannte. Sie war, obgleich durch ihre Schwäche zu einer liegenden Stellung genöthigt, vollkommen angekleidet, schien aber zu schlummern. Neben ihr, zwischen Wand und Bett, befand sich auf einem mit schwarzen Laken bedeckten Tische ein Crucifix, nebst Rosenkranz, Todtenkopf und Breviarium, auch eine Geißel, der ganze traurige Apparat der Büßenden. Ihr zu Füßen, auf einem niedrigen Schemel, ruhte der Gegenstand der von ihr noch unzertrennlicher,

als jene Insignien der Reue war, und der dem Volksglauben zufolge die Anstrengungen ihres geängstigten Gewissens vereitelte, — die große Xenia, nämlich die Tochter des Astrologen.

Der Pater Valmar, einer der klaren und ruhigen Köpfe, denen der Aberglaube fremd ist, weil sie die Dinge natürlich anschauen, war weit entfernt, in der ernsten Gestalt, die sich liebreich über ein Kind von zwei bis drei Monaten beugte, etwas Teuflisches zu erblicken.

„Gott grüß' Euch, Xenia!" sagte er auf sie zuschreitend, indem er ihr die Hand reichte.

Mit einem trüben Aufblick erwiderte Xenia die Begrüßung des Cordelier, während hinter demselben ein Gemurmel entstand, welches die Aufmerksamkeit des frommen Mannes von ihr ablenkte.

Es waren die Diener und Dienerinnen Josephinens, welche, in der Meinung, daß ihre Herrin vom bösen Geist besessen sei, seit Monaten die Sorge für ihr zeitliches Wohl der gefürchteten Sibylle überlassen hatten. In der Hoffnung, irgend einem interessanten Exorcismus beizuwohnen, drängten sie sich dem Pater nach, und entsetzten sich nicht wenig, als sie den heiligen Mann der Abgesandten Beelzebub's ganz vertraulich die Hand reichen sahen.

„Der heilige Benedikt schütze den Pater Cordelier!" murmelte ein junges Mädchen. „Er hat vergessen, beim Eintritte das Kreuz zu schlagen."

„Wir sind verloren!" rief ein Mann, indem er sich aus dem Staube machte — „er giebt ihr die Hand! sicher hat der Satan selbst die Gestalt des guten Paters angenommen, um uns Alle desto sicherer zu verderben."

„An Dir ist auch wohl was verdorben, Du großer Strohkopf!" spottete ein Dritter, der für einen Freigeist und heimlichen Anhänger der Reformirten galt. „Kannst Du denn keinen vernünftigen Gedanken fassen? Die Weiber haben schon so manchen ehrlichen Mann in die Hölle gebracht; man braucht kein verkleideter Teufel zu sein, um einen Glatzkopf zu verführen."

„Habt Ihr schon wieder das große Maul vorweg?" rief hier Lagieres, welcher sich ob der offenbar schlechten Zucht seiner Untergebenen vor dem Pater Joseph schämte. „Was habt Ihr hier zu schaffen? Macht, daß Ihr fortkommt, oder seid gewärtig, sammt und sonders in den großen Thurm gesperrt zu werden, wo Ihr unter einander ausmachen könnt, wessen Christenthum am meisten taugt."

Diese Drohung war, aus welchem Munde sie

auch kam, die einzige, die ihre Wirkung nie verfehlte. Mit einem Gemurmel des Entsetzens zerstreute sich die Schaar.

„Herr von Lagieres!“ sagte der Cordelier mit Sanftmuth — „das ist ein recht falscher Weg, die Leute eines Besseren zu belehren.“

Betreten und ehrerbietig verneigte sich Lagieres. Xenia war gleichgültig auf ihren Sitz zurückgesunken.

„O ehrwürdiger Pater Valmar!“ stöhnte hier Josephine auf ihrem Lager.

Der Cordelier ließ seinen am Gürtel hängenden Rosenkranz fallen und eilte schnell mit der Miene der zärtlichsten Theilnahme auf die Kranke zu.

„Meine Tochter!“ rief er — „ich sehe Euch, wie ich nie erwartete Euch zu sehen — Sagt mir, wer hat Euch das gethan?“

„O guter Pater, ehrwürdiger Pater!“ erwiderte Josephine, indem sie seine Hände festhielt — „ich weiß es nicht; die Leute meinen ja, ich sei besessen. Wie gut Ihr seid, daß Ihr nicht vor mir flieht! Glaubt mir auch nur, ich bin nicht besessen, und Xenia ist kein böser Geist. Glaubt mir, daß sie nicht Schuld an meinem Unglück ist! Ich fühle im Gegentheil, daß ich mit Gott in Frieden geblieben wäre, wenn ich stets ihre Rathschläge befolgt hätte.“

So wenig wie vorhin achtete Xenia jetzt auf das, was über sie gesprochen wurde. Sie wiegte das Kind auf den Knieen und sang mit halber Stimme, während der Wind durch den Rauchfang pfiff:

„Wenn erst die Wiege ist verflucht,
Umsonst man Meff' und Priester sucht.
Verfallen ist verfallen.
Um Deine Seele ist's gethan,
Dein Leben ich nimmer retten kann
Aus des Versuchers Krallen."

Der Gesang klang schauerlich und bewegte sich regellos durch wilde und schrillende Modulationen.

„Hört Ihr, was sie singt?" sagte Joseph, zu Lagieres gewandt.

„Es ist eine alte Volksweise der Montagnes-noires!" erwiderte Lagieres.

Der Pater Cordelier achtete nicht darauf; er beugte sich über das Bett und nahm Josephinens magere Hände in die seinigen.

„Meine Tochter!" sagte er sanft — „Sie wissen wohl, daß ich die Leute beklage, welche die gute Xenia verdächtigen wollen; aber wissen Sie denn keinen Grund für das Leiden, welches über Sie gekommen ist?"

„Keinen!" antwortete Josephine matt.

„Haben Sie keine Sünde begangen, für welche

Sie Ihre Krankheit als eine göttliche Strafe hinnehmen könnten?"

„O, Pater Valmar, Sie wissen ja, daß ich dem mir vorgeschriebenen Berufe untreu geworden bin und das Gelübde, welches mich an Gott fesselte, mit einem irdischen Bande vertauscht habe."

„Der Vorwurf," versetzte demüthig der Cordelier, „trifft mich, nicht Sie. Ich habe Ihnen dazu gerathen."

„O, das entschuldigt mich nicht! ich wußte es besser!" unterbrach Frau von Lurique. „Xenia hatte mich auf den Knieen beschworen, von meiner Heirath abzustehen. Xenia hat die Gabe der Weissagung."

„Oder den tieferen Blick des Weibes und der Freundin!" ergänzte der Cordelier sanft berichtigend. „Nun — was wollten Sie sagen?"

„Ich beabsichtigte jetzt, im Kloster von Sankt Annen den Schleier zu nehmen" —

„Und wollten Ihren Gemahl und Ihre Tochter verlassen?" unterbrach der Cordelier.

„O, mein Gemahl!" entgegnete Josephine erröthend — „gewiß wollte ich ihn verlassen! Das war es ja eben, Pater Valmar, was mich zu diesem Entschlusse bewog. Ohne Xenia und das Kind freilich hätte Gott selbst mir keine Ruhe gewähren können;

sie sollten mir an den heiligen Ort folgen, aber die Nonnen verweigern uns aufzunehmen."

„Verweigern!" wiederholte der Cordelier erstaunt — „das begreif' ich nicht! Mit welchem Rechte können sie sich dessen weigern?"

Josephine winkte den Pater noch näher zu sich heran und senkte die Stimme, indem sie sprach:

„Sie beschuldigen Xenien der Lästerung und Zauberei. Sie dulden keine Widerlegung, Pater Valmar. Je mehr ich versicherte, daß sie ein von Gott erleuchtetes Mädchen und mein guter Engel sei, von dem ich mich nicht trennen könne, je heftiger weinten sie, und entgegneten, das spräche aus mir die Hartnäckigkeit des Teufels, der meine Sinne gefangen halte."

„O trostloser Wahn!" rief Pater Valmar bewegt. „Wahn und Hirngespinnste, wohin man seine Augen wendet! Meine Tochter," fügte er dann gelassener hinzu — „beruhigen Sie sich! ich will versuchen, mit der Aebtissin von Sankt Annen zu reden."

Er legte bei diesen Worten segnend die Hand auf das Haupt der Kranken. Josephine küßte sie, und sank dann müde und erschöpft auf ihr, mehr einer Bahre als einem Bette ähnliches Lager zurück.

Der Cordelier betrachtete sie gerührt mehrere Mi-

nuten lang. „Wahn und immer nur Wahn!“ murmelte er gedankenvoll. „Wie soll man diesen überfluthenden Wellen des Aberglaubens Einhalt thun? Sind sie ein nothwendiger Abfluß der Menschennatur und folglich ein hoffnungsloses Uebel, oder sind sie nur der letzte Auswurf dieser Zeit voll massenhafter Thaten, die mit einer neuen Aera schwanger geht?“

Seine Gedanken abbrechend, wandte er sich zu der Tochter des Astrologen.

„Wie heißt die Kleine?“ fragte er milden Tones.

Die Sibylle schlug einen Augenblick lang ihre ernsten Augen zu dem Mönch auf, als ob sie ergründen wolle, weßhalb er sie darnach frage.

„Xenia heißt sie, wie ich!“ antwortete sie mit ihrer düstern Gleichgültigkeit.

„Ich glaube,“ entgegnete der Cordelier, „Ihr hättet ihr einen andern Namen geben können; er klingt sehr heidnisch und hat sicher auch dazu beigetragen, Euch in den Ruf der Zauberei zu bringen.“

Xenia zuckte schweigend die Achseln. Der Pater Valmar grüßte sie und wandte sich dann zu der Thür.

„Die Kranke bedarf der Ruhe! lassen Sie uns gehen!“ sagte er zu Lagieres und dem Pater Joseph.

In Nachdenken versenkt, folgte er den Beiden in ein anderes Zimmer.

„Sie haben sie nun gesehen!“ sagte Lagieres mit sichtbarer Beklemmung. „Was halten sie davon? läßt sich etwas thun?“

„Ich sehe wohl, daß sie gemüthskrank ist und sich nach der heiligeren Einsamkeit eines Klosters sehnt!“ sagte der gute Pater. „Jedenfalls will ich also morgen nach Sankt Annen und die Aebtissin sprechen. Ich kenne nichts Traurigeres, als diese aus bloßem Aberglauben entspringende Grausamkeit. Ich werde mich jetzt zurückziehen und beten, daß der Geist des heiligen Franziskus morgen meiner Rede Kraft verleihen möge.“

Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

„Ihr Cordelier ist ein ganzer Mann!“ sagte Joseph warm, sobald er sich mit Lagieres allein fand. „Ich begleite ihn nach Sankt Annen. Ich habe einen Brief Sr. Eminenz an Fräulein Broc. Ohne Zweifel soll ihre Heirath nun mit Nächstem vollzogen werden.“

„Und ist die Königin nicht auch noch dort?“ versetzte Lagieres. „Sie war ja wohl in Folge eines Gelübdes hineingegangen?“

„Ich glaube wohl, daß sie noch dort ist!“ erwiderte Joseph gleichgültig. „Sie wird aber in den nächsten Tagen nach Lyon gehen, um dort den König zu erwarten. Se. Eminenz ist wegen der Unruhen

in dieser Gegend besorgt, und hat mir deshalb befohlen, die Befehle der Königin über ihre Rückkehr einzuholen. Ich hätte nicht gedacht, daß unsere lebenslustige Majestät es so lange unter den Nonnen aushalten würde."

„Sie wird es wohl von Fräulein Broc gelernt haben, die es so ganz vorzüglich versteht!" bemerkte Lagieres betonend mit einem Seitenblick.

„Nun ja — nicht Jeder ist so fromm!" warf Joseph nachlässig hin.

Der Herr von Lagieres kauete mit einem Ausdruck höchster Unbehaglichkeit an seinen Lippen.

„Ach Gott!" begann er endlich mit ziemlich kläglicher Miene — „Sie wissen wohl, ehrwürdiger Vater, wie es in der Welt zugeht. Ich zweifle gar nicht an dem Werthe und der Tugend des Fräuleins von Broc, aber es beunruhigt mich, daß diese außerordentliche Neigung für's Klosterleben, gerade zu einer Zeit, wo so viel verschwenderische Huldigungen der Dame das Hofleben wünschenswerth gemacht haben müßten, den Leuten so viel zu schwatzen giebt."

„Nun, was schwatzen die Leute denn?" wiederholte Joseph, so frech er irgend konnte. „Ich möchte doch wissen, was sie schwatzen, Herr Vicegraf!"

„O!“ unterbrach Lagieres — „Sie müssen nicht denken, daß ich die allgemeine Meinung theile. Ich habe Fräulein Broc von jeher das Wort geredet, aber mein Sohn hat in diesem Punkt furiose Ansichten; er liebte das Fräulein von Broc nicht besonders, vielleicht weil er so eng mit Monseigneur von Soissons befreundet war. Ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß ich in meiner Unschuld ihm von der Anwesenheit des Fräuleins zu Sankt Annen geschrieben habe, und daß sein gestriger Brief Feuer und Flamme ist. Und wenn wir auch von ihm noch gar nicht reden wollten — was, denken Sie, wird Herr von Broc zu der Geschichte sagen, er, der so argwöhnisch, so mißtrauisch, so eifersüchtig auf seine Ehre ist?“

„Wirklich?“ versetzte Joseph verdrießlich. „Sie hätten wirklich etwas Besseres thun, als Ihrem Sohn dergleichen schreiben können, Herr von Lagieres! Wahrscheinlich haben Sie auch Herrn von Broc bereits eine Raupe in's Ohr gesetzt!“

„Behüte!“ rief Lagieres, „da käme ich an den Rechten! Ich habe viel zu viel Angst vor ihm; es ist nicht gut mit ihm scherzen; er hat zehn Teufel im Leibe. Indessen wird er doch Alles erfahren, wenn er aus Flandern zurückkehrt. Und wenn mein Laffe von Sohn sich nun der Heirath weigert, was dann?

Ich bin am schlimmsten dran; ich stehe zwischen drei Feuern auf einmal, und schließlich kommt die ganze Schuld auf meine Kappe."

Der kleine Kapuziner lief, ganz dunkelbraun vor Aerger, mit in die Seite gestemmten Armen auf und ab.

„Sie haben wieder einmal einen dummen Streich gemacht, Herr von Lagieres!" sagte er sehr verdrießlich. „Fräulein Broc ist das schönste und beste Mädchen unter der Sonne; sie ist in's Kloster gegangen, wie sie's schon lange gewünscht, um vor ihrer Vermählung ungestört über ihre künftigen Pflichten nachzudenken. Nicht an ihre Unschuld zu glauben, ist eine Albernheit, die ich schon Ihnen nicht, und Herrn von Broc am wenigsten zugetraut hätte. Gestehen Sie nur, Sie haben ihm bereits die Hölle heiß gemacht, und er hatte Ihnen wegen seiner Schwester geschrieben."

„Ich schwöre Ihnen, daß er noch nichts von der Klostergeschichte weiß!" betheuerte Lagieres; „er wird sie aber erfahren, und sie sicher nicht hinter den Spiegel stecken. Verlassen Sie sich darauf, er wird in eine schöne Wuth gerathen. Ich kenne meine Leute, und Herrn von Broc so gut wie Einen; besser gewiß als Sie."

„Nun!“ sagte Joseph, indem er seine blitzenden grauen Augen auf Lagieres heftete — „es ist mir lieb, daß Sie ihn so genau kennen; wir werden noch auf ihn zurückkommen. Was nun die Sache mit Fräulein Stephanie betrifft, so denken Sie meinetwegen was Sie wollen — mich kümmert's nicht. Soll ich Ihnen aber einen Rath geben, Messire von Lagieres, so ist es dieser: weder gegen Fräulein Broc noch sonst Jemanden jemals zu erwähnen, daß Sie von dem Unsinn, den die Welt aus Neid geschwatzt, etwas gehört haben. Fräulein von Broc ist ohnehin schon tief genug durch das Geschwätz des Hofes gekränkt, und ihre Demuth gehört dazu, um Alles so ergeben zu ertragen. Die Heirath wird ohne allen Zweifel vollzogen werden, nehmen Sie also Ihren Sohn gehörig vor; den Herrn von Broc zu beruhigen will ich allenfalls auf mich nehmen. Se. Eminenz wünscht die Heirath um des Fräuleins selbst willen, und würde sehr böse sein, wenn Sie oder sonst Jemand ihm Schwierigkeiten in den Weg legen wollten.“

Der Kapuziner begleitete und schloß diese Rede mit einem äußerst eindringlichen Pathos, und der Leser kennt Herrn von Lagieres hinreichend, um zu wissen, daß er nicht gerade ein Mann der unüber-

windlichen Schwierigkeiten war. Ob Joseph's Vertheidigung ihn überzeugt hatte oder nicht — genug, er versprach, der ganzen Geschichte hinfort weder zu gedenken noch zu erwähnen, und der Kapuziner legte sich beruhigt und ziemlich mit sich selbst zufrieden zu Bette.

---

## Zweites Kapitel.

„Das Natürlichste ist meistens das, was man am schwersten begreifen lernt.“

Ida von Düringsfeld.

Am nächsten Morgen klopfte Joseph in aller Frühe an die Thür des Cordeliers. Der fromme Mann war schon aufgestanden und öffnete mit einem freundlichen Gruße. Der Pater Joseph gab denselben etwas flüchtig und hastig zurück, und stieß das Fenster auf, durch welches die leichte Luft eines südlichen Septembermorgens frisch und erquickend hereinwallte.

„Ich dächte,“ rief er, indem er dem Cordelier die Hand gab — „ich dächte, Pater Valmar, wir machten uns auf den Weg. Es ist zwar nicht weit bis nach Sankt Annen, aber die Pfade sind unbequem; durch die unerhört vielen Regengüsse der letzten Zeit werden sie obendrein schlüpfrig geworden sein; das wird uns auch noch aufhalten. Außerdem bringt einer der Schöffen von Castelnaudary dem Vicegrafen so eben

die Nachricht, daß die Armeen in der Ebene handgemein geworden, und der heutige Tag wahrscheinlich über das Schicksal Monsieur's und des Herzogs von Montmorency entscheiden wird. Durch diesen Umstand wird mir jede Stunde eine Sache von Wichtigkeit; ich habe Instruktionen, die sich auf diesen Fall beziehen."

Der Pater Valmar erklärte sich bereit; zwei Maulthiere waren bald gesattelt; ein Knabe von etwa vierzehn Jahren ritt als Führer auf einem Camarguer Pferdchen voran, und fort ging es in die Berge. Der Morgen war schön, und die Kastanien und Platanen gewährten gegen die heißen Sonnenstrahlen einen willkommenen Schutz. Der Pater Joseph war rüstig; seinem harten Körper ward keine Anstrengung zu groß, und die Beschwerden des Weges brachten ihn keinen Augenblick aus seiner guten Laune. Die Nachricht von der Schlacht bei Castelnaudary schien seine Lebensgeister um das Doppelte verstärkt zu haben; denn daß die Rebellen siegen könnten, fiel ihm im Traume nicht ein, und er liebte schnelle Entscheidungen. Von Zeit zu Zeit fluchte er auf die schlechten Wege, aus dem Grunde, weil es ihm nicht schnell genug vorwärts ging, und störte dadurch den Pater Valmar, welcher in stiller Erhebung die großartige

Schönheit der ihn umgebenden Natur genoß, fortwährend in seiner Andacht.

Im Norden der Ebene von Castelnaudary, da, wo die rauhen Gipfel der Montagnes-noires am schroffsten in den weichen Himmel des südlichen Frankreichs ragen, findet sich mitten in dem wilden und düstern Gebirgslande ein See von nicht unbeträchtlichem Umfange. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als unsere Wanderer, nachdem sie mit Mühe einen steinigen und steilen Pfad erklommen, ermattet, Hände und Gesicht von Hollundersträuchen zerrissen, durch den Anblick des dunkeln Spiegels überrascht wurden, auf welchen, schweigend und heiß, die glühenden Strahlen des südlichen Spätsommers niederbrannten.

„Hier laßt uns einen Augenblick rasten, falls Eure Ungeduld es zuläßt!" sprach Pater Valmar im Tone freundlicher Bitte zu Joseph gewandt. „Es scheint, als hätte ich nicht ganz Eure Ausdauer; ich muß gestehen, daß ich müde bin und mich nach Kühlung und einem Labetrunk sehne."

Joseph war es zufrieden; er sprang von seinem Maulthier herab, half dem Pater Valmar, ein Gleiches zu thun, und empfahl dem kleinen und gewandten Führer, die Thiere gut zu beobachten. Dann kehrte er zu Valmar zurück, welcher indessen unter dem

Schatten riesiger Platanen Platz genommen hatte, und dem Kapuziner eine Kürbisflasche mit dem rothen Wein von Languedoc entgegenreichte, der dem zwar mäßigen, doch verwöhnten Vertrauten Sr. Eminenz nicht sonderlich munden wollte.

„Ich kann Euch wenigstens von hier das Ziel unserer Wanderung zeigen!" sagte Valmar, indem er den Pater Joseph einlud, sich gleichfalls zu setzen. „Seht dorthin! gerade über den See hinweg. Mit einem Boot wären wir spätestens in einer Stunde mit unserer Reise zu Ende. Aber diese Ufer sind nicht zu bebauen, und der See hat keine Fische, folglich sucht man vergebens eine Barke und man muß sich bequemen, mit ungleich mehr Mühe seinen Weg längs den Ufer zu verfolgen."

Joseph blickte in der von dem Cordelier angegebenen Richtung schräg über den See hinweg. Am nördlichen Ufer desselben, auf einer weit vorspringenden Klippe zwischen Revel und Sorège, lag das Kloster der Benedictinerinnen von Sankt Annen. Die dunkeln Wellen bespülen die Felsenpfeiler, die es tragen, einsam wie die stygische Fluth. Die sie einschließenden Bergwälder liegen in ewigem Schweigen begraben; kein Wild scheucht über die Klippen, und keines Menschen Auge blickt auf die Wasserfläche, diejenigen

ausgenommen, die den Hoffnungen des Lebens gute Nacht gesagt haben — die bleichen Klosterfrauen — die lebendig Todten. Kein Laut unterbricht die Stille dieser tiefen Einsamkeit bis auf das Rauschen des Wassers und das Wehen des Sturmwindes und die Aves der Klostermetten, die weit über den See hinweghallen.

„Ein seltsam großartiger Ort!" rief Valmar, von dem oft gesehenen, doch immer gleich mächtig auf ihn wirkenden Anblick ergriffen. „Erhaben ist diese Natur, wie der uralte Gedanke Gottes in der Menschenseele. So schuf sie der Weltgeist; die kleinen Tritte der Sterblichen haben die große Spur des Allgewaltigen noch nicht ausgelöscht, und nur der heilige Schmerz der Entsagung durfte hier eine Stätte zu suchen wagen."

„Ihr habt ganz recht! der Ort hat etwas Seltsames!" sagte Joseph, indem er, so gut die Entfernung es gestattete, das Kloster in's Auge faßte. „Die Nonnen von Sankt Annen werden durch nichts in ihren überirdischen Betrachtungen gestört, im Gegentheil muß diese Natur, ja selbst die, wie es mir von hier aus scheint, bemerkenswerth schöne Bauart ihres Klosters ihnen, wenn sie sonst deren fähig sind, Anlaß zu erhabenen Gedanken geben."

„Diese Mauern,“ erwiderte der Pater Valmar, „scheinen allerdings geeignet, Außerordentliches zu erwecken, und ihre Geschichte trägt auch die Spuren dieser äußersten Einsamkeit, welche entweder die größte Hartnäckigkeit im Festhalten des Bestehenden, oder die größte Exaltation im Ergreifen von etwas Neuem zu erzeugen pflegt. Sie blicken nun vier Jahrhunderte lang in die schwärzlichen Wellen — so, wie die einst hier heimische scholastische Philosophie die Blicke in den Abgrund der Metaphysik senkte, um statt der gesuchten Wahrheit ewig nur sich selbst und ihre eigenen leeren Abstraktionen zu erblicken. Hier hauste die mönchische Dialektik, die ihren Gipfelpunkt in jenem Albertus Magnus, jenem Thomas von Aquino erreichte, und erhielt sich hier auch dann noch, als schon die zu Sankt Victor von Paris thronende, christliche Gefühlstheologie allgemein die Scholastik verdrängte. Da endlich, überdrüssig des Wahns und der Spitzfindigkeiten, an welche ihre eigenen Verkünder längst zu glauben aufgehört hatten, sahen sie die Wogen der Reformation selbst bis an diese stillen Ufer branden; die Mönche schwuren den Katholicismus ab und flogen in die Arme der vermeintlichen Freiheit; das Kloster aber ward verlassen und stand viele Jahre lang dem Verfalle preis gegeben. Das Wasser

versiegte in den marmornen Brunnen; das Gras wuchs über die im innern Hofe befindlichen Grabsteine wie eine grüne sammetne Decke, und hinter der rings umherlaufenden Gallerie schlanker, theils noch durch byzantinische Kreiswölbung, theils schon durch gothische Spitzbogen verbundenen Doppelsäulchen verwitterten die ihrer Gitterfenster beraubten Zellen, ein Tummelplatz für den ungleichen Wettkampf zwischen Mond- und Sternenlicht."

„Nun," sagte Joseph, als Pater Valmar einen Augenblick lang schwieg — „wie wir aber sehen, ist das noch nicht das Ende der Geschichte."

„Ach nein!" entgegnete der Cordelier, ein wenig lächelnd — „mehr noch als das nächtliche Spiel unschuldiger Lichtstrahlen, war den alten ernsthaften Mauern zu sehen bestimmt. Fräulein Eugenie von Lagieres liebte die schöne Architektur dieser Ruinen, und deren ehrwürdige Schatten mußten dazu dienen, ihre ersten heimlichen Zusammenkünfte mit ihrem königlichen Geliebten, Heinrich III., zu verbergen. Das war aber auch der Endpunkt ihres Verfalls und ihrer Demüthigung; denn bald nachher beschloß der König, sie wieder zu Ehren zu bringen; das Kloster ward wieder aufgebaut, und an die Stelle der Irrthümer einer aufgeputzten und eiteln Dogmatik traten die

reinen Erhebungen andächtiger Frauenseelen. So ist es denn geblieben bis auf den heutigen Tag. Das Kloster von Sankt Annen, ausgezeichnet durch musterhafte Führung seiner sämmtlichen Mitglieder, mehr noch durch die Milde, mit welcher es jedem fremden Schmerz die Thore öffnet, wird von dem Bischof das Juwel der Diöcese genannt, und es hätte nicht der engen Freundschaft zwischen ihm und der Aebtissin bedurft, um demselben manche Bevorzugung zuzuwenden."

„Aber die Härte, mit welcher die Frau Aebtissin sich weigert, die arme Gräfin von Lurique aufzunehmen, spricht nicht sonderlich für die Milde, welche Ihr den Tendenzen der Ordensregel beimeßt!" warf Joseph ein.

„Freilich, nein!" seufzte der Cordelier. „Indessen ist Herr von Lagieres zuweilen zerstreut und nicht ganz zuverlässig in seinen Berichten. Die arme Josephine scheint mir in ihrem Zustande auch nicht zurechnungsfähig. Vielleicht verhält die Sache sich anders als wir denken."

Die beiden ehrwürdigen Väter knüpften hierauf ein Gespräch über den Aberglauben der Zeit an, welches unsern Kapuziner eigentlich langweilte, aus Artigkeit und einer von Minute zu Minute steigenden

Achtung für den gelehrten Cordelier aber mit großem Heldenmuthe von ihm durchgeführt ward. Nachdem sich Beide genugsam erholt, brachen sie auf und langten am Abend, als eben die Glocken zur Vesper zu läuten begannen, vor der Pforte des Klosters von Sankt Annen an. Man öffnete. Der Pater Valmar begehrte die Aebtissin, Joseph die Schwester Stephanie zu sehen, und Beide wurden in das Sprechzimmer gelassen.

Die Aebtissin erschien etwa nach einer Viertelstunde. Sie war eine Frau von etwa funfzig Jahren, groß, würdig, mit entschlossenen, etwas strengen Zügen.

„Ihr kommt vom Hofe, wie ich höre, und wollt Schwester Stephanie sprechen!" sagte sie zu Joseph. „Habt die Güte, Euch einen Augenblick zu gedulden; die Schwester betet in der Kirche."

Dann wandte sie sich zu dem Cordelier.

„Ihr habt mich sehen wollen, ehrwürdiger Pater Valmar!" sagte sie — „Ihr seid mir vor allen Anderen stets willkommen. Ich stehe ganz zu Euren Diensten."

„Frau Aebtissin!" erwiderte Valmar — „ich komme in Angelegenheiten Josephinens von Lagieres, Gräfin von Lurique."

Die Aebtissin machte eine Bewegung.

„Sie haben dem Schmerze einer unglücklichen Kranken die Zuflucht in Ihrem Kloster verweigert! — Ich bin hier, um Sie zu bitten, Ihren Ausspruch zurückzunehmen —"

„Sie kommen von Gaugain?" unterbrach die Aebtissin.

Der Cordelier bejahte.

„Ich habe meine ehemalige Schülerin in einem betrübenden Zustande gefunden!" sagte er, indem er dem Wink der Dame, Platz zu nehmen, Folge leistete. „Welche auch die Ursache dieser geistigen und leiblichen Verstimmung sein möge, so verdient sie jedenfalls das Mitleid jedes fühlenden Menschen. Ihre heftige Sehnsucht nach der Ruhe Ihres Klosters macht es mir wahrscheinlich, daß nur übertriebene Reue über ihre frühere Bestimmungsänderung der Grund ihrer Krankheit ist. Um so weniger begreife ich, daß Sie ihr eine Pforte verschließen, die sich außerdem jedem Unglücklichen und jedem reuigen Sünder zu öffnen pflegt."

Die Aebtissin verharrte, bevor sie zu sprechen begann, mehrere Minuten lang in nachdenkendem Schweigen.

„Ehrwürdiger Vater!" sagte sie dann mit klarer

Stimme — „Josephine von Lagieres ist meine Verwandte; ich habe also wahrlich keinen persönlichen Grund, ihr ein Vorrecht zu entziehen, dessen sonst, wie Sie sehr richtig bemerken, jedes unglückliche weibliche Wesen genießt. Hätte sie sich der schwersten Vergehen schuldig gemacht, so würden unsere Arme dennoch offen sein, sie zu empfangen. Josephine hat aber nichts begangen, was ihren jetzigen Zustand erklären kann. Daß sie dem Klosterleben entsagte, war an und für sich keine Sünde. Wenn wir sie nun zerknirscht, zerschlagen, erdrückt unter der Wucht eines unbegreiflichen Tiefsinns sehen, so müssen wir den Grund dieser Erscheinung in andern als natürlichen Ursachen suchen. Josephine hat sich, ohne es zu wissen, den Einwirkungen eines dämonischen Wesens überlassen. Dieses Weib, welches sie wie ihr Schatten begleitet, hat ihre Seele zu Grunde gerichtet. Sie war es, die sie zuerst von ihrem geistlichen Berufe abwendig machte —"

„Verzeihung!" unterbrach der Cordelier — „ich hörte aus Josephinens eignem Munde das Gegentheil —"

„Das beweis't nichts!" versetzte die Aebtissin; „Josephine spricht, was Jene ihr vorschreibt. Dieses Weib ist die Tochter des berüchtigten Astrologen von

Gaugain, der zu seiner Zeit meinen Vetter Georges beherrschte, wie sie jetzt Josephinen. Sie hat sich ihrer wie ihres Kindes bemächtigt, und es ist vergebens, sich mit ihr auf einen Kampf einzulassen. Ihr wißt, daß ich Anfangs bereit war, meine Nichte zu empfangen. Da sie aber auch für dies Weib eine Freistätte bei uns, und zwar mit einer Hartnäckigkeit verlangte, welche allein schon ein hinreichender Beweis für ihr Besessensein ist, so werdet Ihr mir verzeihen, daß ich nicht Gefahr laufen wollte, den Dämon in eigner Person in diese mir anvertrauten Mauern zu führen."

„Ihr glaubt an diese Märchen!" rief der Cordelier. „Entspringen sie denn nicht aus Vorurtheilen, die sich bei einer genaueren Prüfung vor Eurem klaren Verstande von selbst zerstreuen würden? Ich kenne diese Xenia —"

„Ich kenne sie nicht!" unterbrach die Aebtissin, „aber ich kenne meine Pflichten. Nennen Sie es Vorurtheil und Beschränktheit — gleichviel, wir haben zu viele Thatsachen, die für mich sprechen. Ein frommer Klosterbruder hat neuerdings berechnet, wie viele Legionen dienstbarer Geister der Teufel auf der Erde angestellt hat. Es ist eine erschreckende Zahl, und ich zweifle nicht, daß die Sibylle von Gaugain zu

denselben gehört. Man kann nicht mehr thun, als nach seiner Ueberzeugung handeln. Sie wissen, daß wir in einer Zeit leben, wo die Klagen über Zauberei und Hexenkünste von Tag zu Tage häufiger werden. Ohne Zweifel haben auch Sie bereits von dem Skandal im Kloster der Ursulinerinnen von Loudun und dem Schicksal Urbain Grandiers gehört. Dergleichen Uebel sind ansteckend, und verdienen eine Pest der Geister genannt zu werden. Ich beklage meine Nichte, will mich aber nicht in die Lage setzen, eine Intervention der weltlichen Justiz in meinem Kloster nothwendig zu machen. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß."

„Euer unwiderruflicher?" wiederholte der Pater Valmar mit schmerzlicher Betonung.

„Gewiß, ehrwürdiger Vater. Wollt Ihr Euch nicht damit zufrieden geben, so appellirt an den Diöcesanbischof. Laßt es darauf ankommen, ob er mein Urtheil cassirt; ich habe mein letztes Wort gesprochen."

Der Cordelier stand auf. Die Aebtissin grüßte ihn schweigend und verließ das Gemach.

„Es ist die Krankheit unserer Zeit!" bemerkte Joseph achselzuckend. „Man spricht von nichts, als von Weissagung und Zauberei. Sogar der Cardinal von Richelieu glaubt ein wenig daran."

Der Pater Valmar, zu erregt, um zu antworten, machte nur eine Bewegung mit dem Kopf, und entfernte sich ebenfalls.

Im nächsten Augenblick trat Stephanie in's Zimmer.

Es gehörte Joseph's Natur dazu, um ohne Bewegung in das blasse Gesicht dieses jungen Mädchens blicken zu können, welches er aufgeopfert hatte.

Er näherte sich ihr und reichte ihr mit seiner derben Unbehülflichkeit die Hand. Stephanie nahm sie in dem Gefühl gerechten, wenn auch unbewußten Stolzes nur mit Widerstreben.

„Ich habe einen Brief von Sr. Eminenz an Ihre Majestät!" sagte Joseph ohne weitere Einleitung. „Der König kehrt aus Italien zurück, und Ihre Majestät muß spätestens in einigen Tagen in Lyon sein, wo sie wahrscheinlich den König und den größeren Theil des Hofes schon vorfinden wird. Ich muß deßhalb selbst mit Ihrer Majestät sprechen."

Stephanie nickte zum Zeichen des Verständnisses. Der Kapuziner fuhr fort:

„Sie, Fräulein, werden den Sohn Ihrer Majestät unter Ihrer Aufsicht behalten, bis von anderer Seite her über ihn verfügt werden wird."

Stephanie schloß die Augen und bejahte abermals durch eine Bewegung des Kopfes.

„In spätestens vierzehn Tagen sind auch Sie hoffentlich erlös't," fuhr Joseph fort; „man wird Ihnen Nachricht geben, und Sie mit der Auszeichnung, die Ihnen gebührt, an den Hof zurückgeleiten. Se. Eminenz hat auf der Welt keinen Menschen, dem er mehr Dank schuldete, als Ihnen; er wird Ihnen reiche Gelegenheit geben, es zu erkennen."

Eine purpurne Röthe flog über Stephanie's weißes Gesicht.

„Wenn Se. Eminenz mir eine Gnade erzeigen will," sagte sie leise — „so mag er mir gestatten, im Kloster von Sankt Annen zu bleiben und den Schleier zu nehmen; ich wünsche nicht, Se. Eminenz wiederzusehen."

Die letzten Worte erstarrten in einem fast unhörbaren Flüstern. Ohne Zweifel verstand Joseph nichts von der sich in ihnen bergenden, unendlichen Feinheit der Empfindung, mindestens aber begriff er sie als Ausdruck eines, an seiner heiligsten Stelle tief verletzten sittlichen Gefühls.

Was ihm selten in seinem Leben begegnete — er schwieg und blickte verlegen zu Boden.

„Nun, Fräulein Stephanie," sagte er endlich

nicht ohne Gutmüthigkeit und Wohlwollen im Ton — „Sie sind ein frommes Mädchen, aber eben deßwegen zu streng gegen Andere, auch da, wo Sie — verzeihen Sie mir! — aus Unkenntniß der Verhältnisse kein richtiges Urtheil haben können. Sie müßten wissen, wie ein Priester mit allen menschlichen Empfindungen ringen muß — Sie müßten Zeuge gewesen sein von den langen und schrecklichen Kämpfen Sr. Eminenz, um einen Augenblick der Uebermannung, wenn nicht entschuldigen, doch mindestens verzeihen zu können. Söhnen Sie sich aus mit einem Ereigniß, das, wenn Reue es ungeschehen machen könnte, längst aus der Reihe des Bestehenden ausgelöscht wäre. Vergessen und vergeben Sie gleichfalls, was wir Alle zu vergessen uns bemühen. Was Ihren Wunsch, nicht an den Hof zurückzukehren, betrifft, so rathe ich Ihnen, nicht mehr daran zu denken. Man wird es Ihnen nie gestatten. Sie sind es Ihrer Majestät, Ihrem Bruder, am meisten aber sich selber schuldig, durch eine Heirath auch die letzte Lästerzunge zum Schweigen zu bringen.“

Der Pater Joseph schwieg, ganz erhitzt in Folge dieses, für seine Fähigkeiten ungeheuren Aufwandes von Beredtsamkeit. Stephanie bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Geschehe mit mir, was will!“

murmelte sie endlich — „ich habe mich ja in Alles ergeben!"

Dann fügte sie hinzu:

„Sie werden Ihre Majestät heut nicht mehr sehen können; es ist schon spät und Sie müssen auch ermüdet sein. Sie werden doch die Nacht im Kloster zubringen; geben Sie mir den Brief des Cardinals und gestatten Sie mir, Sie bei Ihrer Majestät zu melden — jedenfalls wird sie morgen früh Sie zu sprechen bereit sein."

Der Kapuziner war es zufrieden. Ein abgetrennter Flügel des Gebäudes war für Gäste jeden Alters und Geschlechts eingerichtet; dort ward dem Pater Joseph eine freundliche, lichte und geräumige Zelle unfern der des Pater Valmar angewiesen, den er jedoch an diesem Abend nicht mehr sah. Der Cordelier hatte sich gleich nach Beendigung seines Gesprächs mit der Aebtissin auf seine Schlafstelle begeben, und Joseph wußte durch die Erfahrung mehrerer Tage, daß derselbe sich in seinen Abendandachtsübungen nicht gern stören ließ. Es war ihm nicht unlieb, denn so sehr ihn die Eigenschaften des Cordelier entzückten, so fand er ihn doch zuweilen ermüdend. Was hatte er, der Mann der That, der rauhe, weltlich-praktische Mensch, innerlich gemein mit der beschaulichen, dichte-

rischen, liebenswürdigen Natur, die er wohl verstehen, doch sich nicht zu eigen machen konnte? Er beschäftigt sich mit ihm — denn er hat für ihn einen Auftrag — eine Mission; er sieht ihn in Gedanken am Fenster seiner Zelle lehnen, hinüberschauend zu den Fensterreihen des in Schweigen versunkenen Klosters, hinaufschwärmend in die Sterne, und die rollenden Welten fragend um ihren Anfang und ihr Ende. Das Alles ist nichts für ihn, der er sich wenig um das Außerirdische kümmert; er kann es dulden — nicht fühlen; er kann es allenfalls begreifen — nicht mitempfinden. Aber er hat die Gedanken des Pater Valmar sehr richtig errathen. Während er die seinigen unruhig dem Schlachtfeld von Castelnaudary zulenkt, fragt der spekulativere Geist des Cordelier wirklich die Sterne, fragt den silbernen Mond — den unbeständigen, fragt den Himmel — den wolkenlosen, wann der Wahn aufhören wird, die Welt zu beherrschen — wann der Mensch aufathmen wird, frei von seinen eignen Thorheiten und Einbildungen? Schön ist es draußen in der lauen, tiefblauen Nacht! Er möchte hinaus, aber am Eingange, gerade unter seinem Fenster, schläft der Pförtner, dessen treue Hände selbst im Schlummer die rostigen, mit einer Kette an seinem Halse befestigten Schlüssel umfassen.

Das ungewisse Licht der südlichen Sommernacht huscht durch die Kreuzgänge, über die Grabsteine, durch den Garten, wo die von der Entsagung gepflegten Blumen ein kränkliches Leben fristen, und fällt zitternd durch vergitterte Fenster in die Zellen der Nonnen. O Pater Valmar! Verständiger, ruhiger Mann, Weltweiser im schönen Sinne des Worts, der du verkündest die Humanitätsphilosophie mit dem stärksten aller Beweise, der That — kommt dir nicht im Hinüberschauen der Gedanke, daß es auch nur ein Wahn ist, der alle jene thatfähigen, wenn auch zarten Leben gefangen hält in engen Käfigen, in denen die Seele mit dem Körper verwittert, ohne Frucht zu tragen für die Erde, für die der Himmel sie doch bestimmte? Kann es nicht Selbstsucht sein, sich um des eignen Seelenheiles willen dem Dienste der Menschheit zu entziehen? Du selbst, Mönch nur durch die Bestimmung deiner Eltern, möchtest du nicht lieber treulos werden deinem Eid, ein Weib nehmen und Kinder zeugen und sie zu thatkräftigen Menschen erziehen, als nutzlos für die Mitwelt in den Ringmauern eines Klosters vergehen und selbstgenügsam dich selbst zum einzigen Zwecke deines Daseins machen? O daß du eine junge Seele fändest, in die du deine frommen Zweifel ausgießen könntest, diese Zweifel,

die so schön sind in ihrer reinen Menschlichkeit und die dein Gewissen deßhalb so wenig beunruhigen! Wer weiß, wie manches edle Herz dort drüben in gleichen Gefühlen seufzt? Wie manches könntest du vielleicht mit einem Wort erwecken zu edlem Freiheitskampf, wenn nur die Kraft den Gedanken bis zur That zu tragen vermöchte! Aber das ist es! Da liegt die Gefahr dieser Versuche! Lasse man sie ruhen! Sie schlafen, die armen Frauen! Lasse man sie ruhen! — sie träumen vielleicht von der Liebe und vom Frühling! Aber wie? — träumen sie Alle? Wacht nicht Eine, erhebt sich nicht Eine von ihnen? Ueberschreitet sie nicht ihre Schwelle, tritt sie nicht hinaus auf die von schlanken Doppelkolonnaden getragene Galerie des innern Hofes, von wo man, über die Ringmauern und das hohe, epheuumgrünte Portal des Klosters hinweg, weit in die Ferne schauen kann? Ja, so ist's! Unter, über den armen Gefangenen dehnt sich eine freie Brust! Es ist noch tiefe Nacht. Der sternenlose Himmel blaut geheimnißvoll über der schlafenden Erde, und der weiße Mond scheint über den schwarzen Wassern. Das lange Gewand der Nachtwandlerin schimmert geisterhaft in den blassen Strahlen. Sie ist keine Nonne. Die blonden Flechten umgeben ein bleiches, aber verführerisches Gesicht;

der Schmerz hat diese üppigen Züge berührt, aber noch ist keine irdische Lust in diesem schönen Busen begraben, und in diesen blauen Adern pulſ't die Leidenschaft. Sie wandelt unter den hohen, die Platform des Gebäudes beschattenden Kastanien hin und her und blickt auf einen weißen Brief in ihren Händen und küßt ihn. Sie läßt den durchsichtigen Schleier von ihrem Haupte gleiten; der Nachtwind kos't mit ihren goldnen Haaren, und die Silberfunken des Mondes tanzen auf ihrer königlichen Stirn und küssen lüstern ihre blendenden Arme. Welche Macht verlockt das unbeständige Gestirn, in der stillen Stunde der Nacht mit dieser Erscheinung zu buhlen? — Diese Augen sind die Augen einer Sünderin — — Ja, so ist's! Und schrickst du da zusammen, heilige Dunkelheit? Träumerische, geliebte Nacht, hold dem Gedanken, hold der Phantasie! Bleib, verziehe, o Nacht! schweige, erster Lerchenton! Wecke nicht zum Leben die Nachtwandlerin, die die Gefahr ihrer Wege vergißt in ihrem magnetischen Schlummer! — es ist die letzte Stunde, wo sie sich selbst besitzt — die letzte Stunde ihrer Einsamkeit! Sie wird zurückgestoßen in die Welt voll Satzungen! Was sie vergessen — ihre Schuld! — wird neu auftauchen vor ihrem Gedächtniß, wenn sie den Menschen wieder in's Antlitz

blickt! O schöne königliche Sünderin! — regt sich schon ein Gedanke an die Bitterkeiten dieser Reue? Wenn du es kannst, bewahre dich davor! Halte fest die tiefe Versöhnung, die du in dieser gebenedeiten Einsamkeit mit deiner Vergangenheit gefeiert! Sei mit dir einig! Schwelge in dem Gedanken eines seligen Wiedersehens! Spät kam der Frühling und ungeahnt! — laß keine Nachtfröste über die sonnigen Blüthenwellen deiner Liebe hereinbrechen! Häßlich ist der Begriff der Schuld, und die Schuld muß häßlich machen das, was sie drückt! Waren denn jene blassen Züge nicht schön in den Momenten, wo deine blonden Locken um sein Antlitz flogen — jene Augen nicht schön, wenn sie in den Gluten der Anbetung erstrahlten, bis sie brachen? Wo war der Staatsmann da? — wo war der Priester — wo die verzerrte Maske des Hofmanns? Hingeschmolzen in einem seligen Rausch, voll Jugend, voll Leidenschaft, voll Größe und Göttlichkeit, fühlte eine schöne Menschennatur in deinen Armen sich von tausend Erdenkleinheiten erlöst't! Reue ist Schwachheit, wo sie nutzlos ist! An deine eignen Entzückungen gedenke! Wie so oft in den Nächten, wenn du lagst am Fenster deiner Zelle und dein blitzendes blaues Auge hinaussandtest auf den See, in dessen jungfräuliche Tiefen der Orkan sich

bohrt, dessen spiegelnde Oberfläche er in wilden Küssen peitscht — wie so oft, wenn du lauschtest auf den Sturmwind, diese tausendsaitige Harfe der Ewigkeit, wie sie sich müht, wie sie lechzt, die Schmerzen des Daseins zu besingen in einem Tonweltensturm — wie sie ringt durch die Stufenleiter aller Akkorde, unaufhaltsam, sterbend, wüthend, verzehrt von Liebes- und Todessehnsucht — wie hast du da gelauscht, Anna von Oestreich, und verspottet diese ohnmächtigen Qualen der noch unvollendeten Natur! Aber die Welt hat ihre eignen Begriffe von Tugend und Laster, und es gehört Muth dazu, ihr gegenüber die seinigen, auch nur in den heimlichen Tiefen des eignen Bewußtseins festzuhalten!! — — Schwerlich hat Anna von Oestreich diesen Muth! In der Einsamkeit war sie glücklich — was wird ihr Loos sein in der Welt, zu der sie wiederkehrt? Ohne die Kraft, einem schwer errungenen Genusse zu entsagen, wird es ihr einfallen, daß sie auf den Stufen des Altars in ehebrecherischer Umarmung einen Priester des Herrn umfing, während das Volk von Frankreich umsonst nach einem Erben für den Thron seiner Könige seufzte! Einst wird auch diese ganze Wonne enden, die heute noch in flammenden Blitzen ihr Dasein verklärt — — O daß du hier Halt machen könntest!!

Wir werden alt, und unsere Leidenschaften bleiben jung! Laufe nicht Gefahr, in diesem Widerspruche zu verenden! Laß dir rathen, ehe du alt wirst! Lebe nicht zu lange! — —

Die Nacht ist kurz — kurz selbst die Dämmerung des Südens; das Mondlicht ist verschwunden; der Himmel wird heller; ein wolkiger Silberstreifen, blaßroth angehaucht, unterbricht die dunkellichte Weite des Firmamentes, und in mattem Purpurdämmern erglühen der See und die fernen Kuppen der ihn umkränzenden Berge. Der goldene Tag flammt am Horizont empor, und alle Wipfel rauschen ihren Morgengruß der ewigen Majestät. Das Weib ist auf die Kniee gesunken.

„Leb' wohl! leb' wohl!" haucht sie mit thränenumdüstertem Auge — „leb' wohl! du süße Freiheit, süß auch in Schmerz und Reue! Phantastische Einsamkeit, die du alle Härten der Wirklichkeit in traumhafte Ferne rückst, und Leid und Tod und das Verbrechen selbst umkränzest mit den Blüthen der Jugend und Phantasie — Leb' wohl! Meine Zeit ist um, und ich kehre heim zu meinen Tyrannen!"

Der Tag ist da, und aus der Klosterkapelle erklingt das Ave: „Sancta Maria, ora pro nobis peccatoribus!" — „Amen! ora pro nobis!" wiederholt die Königin, die Stirn bis auf die Steinplatten der Galerie gesenkt;

dann erhebt sie sich leise und kehrt zurück in ihre Zelle.

Dort, am vergitterten Zellenfenster, unter weißen Azaleen und Sternrosen, die von außen hereinnicken, schlummert ihr Sohn, das Kind der Leidenschaft, das Geschöpf des Hasses fast so sehr wie der Liebe. Ahnungslos schläft das arme Wesen — eine Waise, obwohl nicht elternlos — von der Macht gezeugt, und dennoch ärmer und verlassener vielleicht, als das Kind des geringsten Bettlers im Reich! — Anna von Oestreich! — nimm Abschied von deinem Sohn! — Beschlossen ist's, daß du ihn verlassen mußt, und was dein Herz dagegen sprechen mag — du hast keine Wahl, als zu gehorchen — wie du immer gehorchen mußtest! Nimm Abschied von ihm und sei getrost! er bleibt in guten Händen, er bleibt unter den Augen deiner Stephanie, bis er selbst, er, dessen Namen du nicht ohne Schauer zu denken vermagst, kommen wird, um die Zukunft dieses Kindes schön und ruhig zu gestalten. Ora pro nobis, sancta Maria! Sei Vermittlerin, heilige Jungfrau, zwischen diesem gedrückten Herzen und Gottes milder Gerechtigkeit! Sei es, schöner und beruhigender, als die beredten Worte des Pater Joseph, der ehrerbietiger und theilnahmvoller als je in seinem Leben, der Herrscherin die Botschaft seines

Gebieters überbringt. In Gottes heiligem Namen denn der Zukunft entgegen! In zwei Tagen ist Anna von Oestreich in St. Felix, einem Städtchen der Cevennen unfern Castelnaudary, wohin sie ohne andere Begleitung, als die der Aebtissin und des Pater Joseph zu gehen gedenkt. Dort wartet ihrer ein glänzendes Gefolge, das sie auf Befehl des Cardinals nach Lyon zu geleiten bestimmt ist. O Freiheit, süße Freiheit! Anna von Oestreich wendet dir zum letzten Mal den Rücken. Kein Mensch entflieht dem Schicksal, das von der Wiege an ihm vorgezeichnet ward. In zwei Tagen ist Anna von Oestreich wieder was sie war: die Königin-Infantin, die Namensherrscherin des mächtigsten Staates der Christenheit, und mit all' ihrer Jugend und Schönheit und verführerischen Leidenschaft, das unglücklichste, das beklagenswertheste Weib auf dem Erdenrunde.

---

## Drittes Kapitel.

„Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?"
Goethe.

„L'âme a quelquefois des inspirations subites, des illuminations soudaines, dont un volume entier de pensées et de réflexions n'exprimerait pas mieux l'étendue, que la clarté de mille flambeaux ne rendrait la lueur immense et rapide de l'éclair."
Victor Hugo.

In Lyon begann der so lange Zeit hindurch suspendirte Hof sich wieder zu versammeln. Der König kam noch gerade früh genug in den empörten Provinzen an, um dem Drängen des befehligenden Marschalls Schomberg zu genügen und die falschen Gerüchte niederzuschlagen, welche den Aufrührern und Feinden der Regierung so sehr zu Statten gekommen waren. Denn ob man gleich gewohnt war, ihn Monate lang in Chambord, Monpigeau oder dem Lilienschlosse von Blois verborgen zu wissen, so war man doch erstaunt gewesen, so lange Zeit ganz und gar nichts

von ihm zu erfahren, und die längst verbreitete Kenntniß seines mehr als schwankenden Gesundheitszustandes, so wie der zunehmende üble Wille gegen den Cardinal, hatte dieses Mal Anlaß zu den wunderbarsten Vermuthungen gegeben.

Der Cardinal, seit wenigen Stunden in Lyon, hatte dem Könige gesagt, daß er einen glänzenden Zug angeordnet habe, um die Königin von Sankt Annen nach Lyon zu geleiten, woselbst sie, ungeduldig Se. Majestät zu sehen, vielleicht noch diesen Tag ankommen werde. Er hatte hinzugefügt, daß er die Königin am liebsten in eigner Person abgeholt, es aber für nöthiger erachtet hätte, sich sofort an Ort und Stelle zu begeben, und sich gleichzeitig die Erlaubniß erbeten, nach Beendigung der Angelegenheiten des Languedoc, Annen auf einem Ehrenzuge nach all' den Orten geleiten zu dürfen, die in irgend einer Weise Zeugen seiner Macht, seines Reichthums und seiner Siege waren. Gleichgültig wie immer, hatte der König sie ihm gewährt.

An dem Abend, wo die Nachricht von dem bei Castelnaudary erfochtenen Siege des Marschalls Schomberg im Hoflager anlangte, saß der König in demselben Zimmer des Schlosses von Lyon, in welchem wir unsere Erzählung begonnen haben. Der Tag

fiel durch die farbigen Wappenmalereien in den matt geschliffenen Scheiben der hohen Bogenfenster und flimmerte buntglühend an der Skulpturarbeit der Friese und Deckenwölbungen. Das mittlere Fenster war offen und zeigte die Aussicht auf die Saone, den jenseitigen Kai, und weiter rechts auf die prachtvolle Kathedrale von St. Jean und die an Wundern reiche Kapelle von Notre-Dame de Fourvières. Der König saß in einem Lehnstuhl an einem großen, neben dem marmornen Kamin befindlichen Tische. Hinter ihm standen der Herzog von Halluin, Sohn des Marschalls Schomberg — ferner der nachherige Marschall von Brézé, die Herren von Bullion und la Fossé, und Herr von Beautru, der Lieblingsgesandte des Cardinals, welcher leise mit Herrn von Chaudebonne, einem Unterhändler Monsieur's sprach, den dieser in seiner Herzensangst gleich nach der verlornen Schlacht von Castelnaudary nach Lyon geschickt hatte, und fast zu gleicher Zeit mit der, die Siegesnachricht enthaltenden Depesche des Marschalls Schomberg angelangt war.

Der Cardinal war nicht zugegen. Der König hatte einen Kammerherrn ausgeschickt, um ihn rufen zu lassen, und drehte sich ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, die vor ihm liegenden Depeschen betrachtend, welche er nicht zu öffnen

wagte. Zuweilen klappte er mit seinen kurzen, oben tellerförmig erweiterten Stiefeln an einander, und warf, als ob ihm sehr heiß sei, den damals üblichen kurzen Mantel von den Schultern.

„Wir haben ihn, mein lieber Cardinal! rief er mit funkelnden Augen dem eben eintretenden Richelieu entgegen; „die Unsern haben ihre Sache brav gemacht. Herr von Halluin wird Ihnen sagen, wie der Herr Marschall von Schomberg die Rebellen bei Castelnaudary mitgenommen hat. Montmorency ist gefangen in Lectoure, und mein Parlament von Toulouse soll ihn lehren, ein zweites Mal den Hochverräther zu spielen!"

„Gott ist gerecht, und die Waffen Ew. Majestät sind immer siegreich!" erwiderte Richelieu ruhig und mit sanfter Stimme. „Das ist eine Nachricht, die von großem Einfluß auf alle unsere Angelegenheiten ist. Sie wird Se. Hoheit von Savoyen entzücken, ungeachtet des Dienstes, den Herr von Montmorency seinem Vater bei Rivoli leistete, und der Graf-Herzog von Olivarez wird mindestens erstaunt sein, zu erfahren, welche Heldenthaten seine sechstausend Neapolitaner für unsere Rebellen ausgerichtet haben. Hier ist ein junger Mann, Sire, der gleichfalls entzückt sein wird, die Siegesbotschaft zu vernehmen, und falls Sie es

ihm gestatten, nach Flandern zu tragen; ich zweifle wenigstens nicht daran."

Mit diesen Worten winkte er einem jungen Mann, der hinter ihm eingetreten war, und in welchem wir Olivier von Broc erkennen. Derselbe näherte sich und überreichte dem Könige mit halber Kniebeugung eine Depesche.

Es war das erste Mal, daß Olivier dem Könige vorgestellt ward, und dieser empfing ihn, wenn nicht mit einem unfreundlichen, mindestens doch sehr kalten Blick. Es entsprang dies aus einem Instinkt, den Olivier's Gebahren völlig rechtfertigte; es war mit dem besten Willen nicht möglich, irgend eine Sympathie für ihn zu fassen. Der Ausdruck seiner Züge, seine Worte, seine Handlungen, alles war zu überlegt, um nicht völlige Herzlosigkeit zu verrathen. Es schien unmöglich, daß dieser Mann je von einem schnellen Gefühl überrascht werden könne. Nie sagte er Jemandem ein beleidigendes Wort; eigentlich aber war sein ganzes Benehmen eine fortwährende Beleidigung für Alle, die ihm zuvorkommend entgegentraten. Sein Aeußeres stimmte vollkommen mit seinem Wesen. Er war nicht groß, von schmalem, feinem Wuchs, und scharfen, obwohl nicht häßlichen Zügen. Er hatte eine schöne Stirn und kluge, kalte Augen; seinen

durch blendend weiße Zähne und schmale Lippen bemerkenswerthen Mund nannte man boshaft, und die nicht ohne Anmuth geformte Nase vermochte nicht, den anfröstelnden Eindruck des Ganzen zu mildern. Er war beständig mit peinlicher Sorgfalt, fast immer schwarz gekleidet; er verschmähte die durch Ludwig XIII. eingeführte Sitte der langen, bis auf die Schultern herabfallenden Locken, welche die meisten Männer durch Kunst herstellen mußten; sein kurzes, dunkles Haar pflegte, fast nach Art der Mignons Heinrich's III., spiegelglatt an seinen Schläfen zu kleben. Er sprach wenig, und was er sprach, war unerquicklich; er war nicht galant, und die kalten Schmeicheleien, welche selten und widerstrebend über seine Lippen gingen, pflegten die Damen unangenehm zu berühren. In sein Gemüth schien nie ein Strahl von Frohsinn und Harmlosigkeit zu dringen, und sein falscher Blick war so in Verruf gerathen, daß er sprichwörtlich geworden war, und Richelieu schon mehr als einmal in halbem Ernst gesagt hatte, er werde, seinem Gesandten zu lieb, gegen die Wiederholung ähnlicher Spöttereien ein Edikt erlassen.

Beautru!" rief der Minister, indem er dem König die Depesche abnahm — „das ist etwas für Ihre spanische Mission. Die flandrischen Großen sind der

Herrschaft des Eskurial überdrüssig und werfen sich uns in die Arme."

„Und Herr von Chaudebonne," entgegnete Beautru, „erzählt hier nicht minder wunderbare Dinge. Monsieur will mit Sr. Majestät unterhandeln. Seine Armee zieht sich vor dem von Vitry und la Force befehligten Corps zurück, unsere guten Städte verjagen ihre aufrührerischen Bischöfe, und nur Herr von Puylaurens, der auf die Treue von Beziers pocht, wagt es noch den Kopf hoch zu tragen."

„Gut, gut, mein lieber Beautru; wir werden die Herren von Bullion und la Fossé instruiren, um mit Herrn von Chaudebonne zu verhandeln; schade, daß Mazarin nicht schon hier ist, den Se. Hoheit von Savoyen mir schicken wird, um mich zu einem Angriffe auf Genua und Mailand zu bereden, woran wir indessen nicht denken. Nun, Sire, ich dächte, dieses Blatt aus Flandern müßte Sie erfreuen. Es meldet einen großen Triumph für Frankreich, der noch dazu von einem einzigen Manne erfochten ist. Sie haben die Wünsche Flanderns zum Entschluß reifen helfen, Herr von Broc; das ist eine große That. Ich darf Sie dafür wohl mit Fug und Recht der Huld und Gnade meines Monarchen versichern, nicht wahr, Ew. Majestät?"

„Gewiß!" entgegnete Ludwig etwas ängstlich, indem er de Broc von der Seite anblickte — „ich habe Grund, Herrn von Broc gewogen zu sein, und kann es nicht besser beweisen als wenn ich es Ihnen überlasse, ihn davon zu überzeugen."

„Ich danke Ew. Majestät!" sagte Richelieu, sich verneigend; „zufrieden schon, durch die Vollstreckung trauriger Befehle Sie bisweilen von unangenehmen Pflichten befreien zu können, bin ich zu glücklich, diesmal das Werkzeug Ihrer Huld zu sein. Herr von Broc, wir werden mit einander zu reden haben."

Ludwig, der diesen Austausch von Complimenten zwischen sich und seinem Minister nichts weniger als unterhaltend fand, ärgerte sich über Richelieu's Gelassenheit bei der Siegesnachricht von Castelnaudary. Er stand auf und sagte zum Herzog von Halluin, so daß der Cardinal es hören konnte:

„Unser Vetter von Richelieu ist an die Heldenthaten Ihres Vaters bereits so sehr gewöhnt, daß er sich über den jüngsten Sieg desselben weder zu freuen noch zu wundern scheint."

Richelieu fand es zweckmäßig, diesen Ausfall nicht zu hören. Auch blieb ihm keine Zeit zur Erwiderung, denn in der angrenzenden Galerie entstand eine plötzliche Bewegung; der Ceremonienmeister, von zwei

Hellebardieren gefolgt, trat ein und meldete Ihre Majestät die Königin.

Der König blickte etwas verwundert auf, und sah den Cardinal an, als ob er fragen wolle, wie seine Gemahlin dazu komme, ihn beim Conseil zu stören. Es war in der That etwas so Unerhörtes, Annen den König aufsuchen zu sehen, daß Keiner der Anwesenden, trotz der langen Trennung des königlichen Paares, ein leises Erstaunen verbergen konnte.

Der Cardinal erröthete flüchtig, faßte sich aber sogleich. „Die Königin erweis't dem Staatsrath sehr viel Ehre!“ sagte er gemessen. „Ohne Zweifel verdanken wir den Sieg von Castelnaudary ihren frommen Gebeten. Ich dächte, Sire, wir ließen Ihre Majestät nicht warten; sie ist sicher ungeduldig, Sie zu sehen.“

Der König nickte und befahl die Thüren zu öffnen. Die Königin trat ein, gefolgt von zehn bis zwölf Damen und mindestens eben so vielen Edelleuten. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammt; ihre Haare waren mit Perlen durchwunden. Alle Anwesende traten ehrfurchtsvoll an die Seite; der König erhob sich von seinem Stuhl, der Cardinal blieb mit erzwungener Gravität neben demselben stehen. Anna näherte sich mit einer tiefen Verbeugung. Ach! —



sie wankte — ihre langen seidnen Wimpern warfen einen zitternden Schatten auf ihre weißen Wangen — Nicht ihr Auge, das Klopfen ihres Herzens verrieth ihr eines Menschen Gegenwart, eines, den sie im Beisein Anderer am liebsten nie wieder gesehen hätte — Was hilft's die Reue abzuschwören, wenn man nicht stark genug ist, die dem Gewissen gesetzte Grenze einzuhalten? Nun sie ihn wiedersah, den Mann, der mit dämonischer Gewalt ihr Leben an sich gerissen, den sie haßte und liebte zu gleicher Zeit — neben ihrem Gemahl den Vater ihres Kindes — nun hatte sie kein Gefühl mehr als das, hinzustürzen und zu weinen im Drange des alten Schuldbewußtseins und der alten Leidenschaft. Die Gegenstände schossen vor ihren Augen in einander und in blutrothen Ringen kreis'te es vor ihren Augen. Der Cardinal sah es, nicht ohne eine Empfindung von Glück und Triumph, aber hunderte von Argusblicken bewachten ihn, und er verrieth sich nicht. Zweimal öffnete die Königin die Lippen ohne zu sprechen. „Sire, ich schätze mich glücklich, Sie wiederzusehen!" sagte sie endlich sehr leise. „Empfangen Sie zu dem Siege und Ihrer hoffentlich ganz wiederhergestellten Gesundheit die Glückwünsche Ihrer ergebensten Dienerin."

Der König heftete, ohne sich zu verbeugen oder ihr die Hand zu küssen, seine schönen, aber umflorten Augen auf seine Gemahlin. „Madame“, sagte er, „wir haben augenblicklich sehr viel zu thun; wir danken Ihnen für Ihre Theilnahme und hoffen, daß Sie uns so bald nicht wieder verlassen werden.“

Dann rief er, indem er sich zu Richelieu wandte:

„Herr Cardinal, man muß einen Kurier nach Lectoure schicken, um zu sehen, ob man den Herrn von Montmorency nicht trotz seiner Wunden nach Toulouse schaffen kann; ich gestehe, daß ich nicht Lust habe, seinen Proceß in die Länge zu ziehen.“

Erstaunt, empört ob dieses Betragens, erwiderte Richelieu nichts, nicht einmal durch ein Zeichen. Es wäre Beleidigung gegen die Königin gewesen, dem Könige zu antworten. Jedermann fühlte gleich ihm; es regte sich Niemand in der Versammlung. Die Königin trat zwei Schritte zurück, mit dem Stolz der beleidigten Würde, vielleicht auch des schon halb gebrochenen Herzens. Das buntfarbige Licht der Fenster flimmerte über ihr blasses edles Gesicht; sie war noch nie so schön gewesen. Der Cardinal unterdrückte eine Aufwallung — o Himmel! Wer — wer durfte jetzt diese Frau mißachten, die er liebte? — Er liebte sie ja! Er hätte es diesem Menschen, der König und

Gemahl ihr sein wollte, verachtend in's Gesicht werfen mögen. Ein flammender Blick, den Anna auffing und unwillkürlich erwiderte, brach aus seinen Augen. Die Königin fühlte, wie ihre Wange sich mit dunklem Purpur färbte. Es war ein qualvoller Augenblick.

Der König glaubte zu bemerken, daß er irgend einen Verstoß gemacht habe. Eine Todtenstille herrschte im Saale. Da plötzlich traf das Auge des Cardinals auf ein anderes Auge, vor dem es sich beinahe zu Boden gesenkt hätte. Wie kommt es, daß man mit einem Menschen leben, handeln, sich freuen, ja seines Herzens versichert sein kann, und daß plötzlich, in einer Sekunde, ungeahnt, aber mit schlagender Ueberzeugung, ein etwas zwischen uns und den vermeintlichen Freund tritt, was da unwiderleglich sagt, daß er falsch ist — daß wir verrathen werden? Olivier hatte den Blick gesehen, den Richelieu mit Annen gewechselt, und daß er ihn gesehen, begriff Richelieu in demselben Moment, wie durch eine Offenbarung. Durch seine Seele flog es, wie ein Blitz: „Er kann gefährlich werden — ich muß mich seiner Beobachtung entziehen". Aber er zeigte es nicht. Ohne äußere Bewegung wandte er sich zum Könige.

„Sire", sagte er, „Monsieur bietet uns die Hand

zur Aussöhnung; werden wir Herrn von Chaudebonne noch heute Abend hören?"

Der König achtete nicht darauf. Im höchsten Grade verlegen, wiegte er sich auf dem Absatze seines rechten Stiefels, während er mit der Schnabelspitze des linken in der den rechten Spann bedeckenden großen Bandrosette wühlte.

„Madame", stotterte er, „wir freuen uns wirklich, Sie wiederzusehen; die Luft der Montagnes-noires scheint Ihnen gut bekommen zu sein. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, unsern Hof und die Herren vom geheimen Rathe zu begrüßen; da ist auch unser Vetter von Richelieu, der Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit hat."

Die Königin hielt es nicht der Mühe werth, einen zweiten Blick an Ludwig XIII. zu verlieren. Sie that einen Schritt vorwärts und sagte mit weicher Stimme, sanft:

„Ich grüße Sie, Herr Cardinal."

Ein scheuer Blick aus Richelieu's Augen streifte die Versammlung, indem er das Knie vor der Königin beugte. Er sah ihre Erregung und zitterte bei dem Gedanken, daß dieselbe noch von Jemand außer ihm bemerkt werden könnte. Zugleich war er überzeugt, daß Anna fortwährend nach einem Zeichen von Be-

wegung und Gefühl in seinen Mienen spähe. Er nahm ihre dargebotenen Finger, drückte sie leise, indem er sie an die Lippen führte, und fing, nachdem er sich erhoben, in unbefangenem Tone zu sprechen an.

Er begann von ihrer Abwesenheit, von der Verödung des Hofes, von den Unruhen des Languedoc, von Monsieur, dessen Naivetät so weit gegangen war, seinen Brief an den König mit einer Beglückwünschung zu dem Siege von Castelnaudary einzuleiten — er machte verschiedene Wortspiele und einige, nach heutigen Begriffen, ziemlich fade Complimente; aber es war ihm nicht möglich, ihr eine dieser launenhaften, etwas geringschätzigen Antworten zu entlocken, welche ihn ehemals in Wuth und den Hof in schadenfrohes Entzücken versetzt hatten.

„Ich glaube", sagte er unter Anderem in trockenem Tone, „Herr von Broc hat Ihnen aus Flandern ein Schreiben des Herrn von Mirabel mitgebracht; Ew. Majestät wissen vielleicht noch nicht, daß wir ihn gebeten haben, nicht nach Paris zurückzukehren."

Anna, die von der Absicht des Cardinals, sie zu irgend einer pikanten Aeußerung zu reizen, nichts begriff, war zu abhängig von ihm, der er sie auf so räthselhafte Weise zu unterjochen gewußt, um die Entfernung ihres früheren Freundes wirklich noch zu

empfinden. Sie nahm sich zusammen und sagte: „Herr von Mirabel hat so oft vergessen, was wir der Krone Frankreich schuldig sind, daß Ew. Eminenz wohl wagen durften, ihn ohne Scheu vor unserm Mißfallen zu verbannen.“

Der Cardinal enthielt sich nur mit Mühe eines verzweiflungsvollen Achselzuckens. Er verneigte sich steif und war froh, als Anna sich von ihm abwandte. Hatte er aber vorher schon Angst ausgestanden, so glaubte er in die Erde zu sinken, als sie sich zu de Broc mit folgenden Worten wandte:

„Herr von Broc, unsere theuere Freundin Stephanie hat gewünscht, im Kloster von Sankt Annen zu bleiben, bis Herr von Lagieres aus Italien zurückkehrt; was, wie ich von Sr. Majestät erfahren, binnen Kurzem geschehen wird.“

de Broc, der von dem Allen nicht die leiseste Ahnung hatte, blickte sehr betroffen zu ihr auf.

„Im Kloster? — meine Schwester?“ fragte er erstaunt — „wozu denn meine Schwester im Kloster?“

Die Königin ward so roth, daß es allen Anwesenden, selbst Ludwig XIII. auffiel, der in einiger Entfernung stand und mit einem Stocke Zirkel in der Luft und am Boden beschrieb.

„Ihre Schwester hat mich begleitet“, sagte sie

etwas unsicher und stockend; „ich glaubte, Sie hätten es gewußt. Ich werde mich sehr freuen, Herrn von Lagieres eine so vollkommene Dame zuzuführen, und wünsche nur, daß er sich ihrer stets würdig zeigen möge. Herr Cardinal", fügte sie gegen den Minister gewandt hinzu — „wir hoffen, Sie noch heute Abend, in Begleitung Herrn von Broc's, sowie Ihres Bruders, des Herrn Cardinals von Lyon, bei uns zu sehen."

„Ich danke Ew. Majestät," entgegnete Richelieu — „ich glaube aber, daß die Angelegenheiten des Staats uns heute sämmtlich um das Glück bringen werden, den Abend bei Ew. Majestät zu verleben, da Herr von Chaudebonne hier ist, um die Sache Monsieur's erledigen zu helfen."

„Nun so bringen Sie mir vielleicht morgen die vorläufige Entscheidung derselben", sagte Anna, indem sie zum Abschied grüßte, „ich hoffe, Sie werden nicht zu streng sein mit dem armen Herzog von Orleans."

Der Cardinal konnte sich nicht enthalten, ihr, während sie sich entfernte, nachzublicken; so schön, so unberührt erschien ihre schlanke, weiche Gestalt. Indem er ihr nachschaute, fühlte er einen heftigen Stich im Herzen. Er dachte an das schmerzliche Glück ihres Besitzes und an eine Zukunft — ohne sie — — aber er hatte nicht Zeit, sie sich auszumalen, weil Chaude-

bonne sich ihm näherte und ihm einen Brief Gaston's überreichte. Derselbe enthielt eine lebhafte Fürbitte für den Herzog von Montmorency, begleitet von Monsieur's gewöhnlichen Unterwürfigkeitsformeln. Der engere Staatsrath trat zusammen; die übrigen Personen wurden entlassen und zerstreuten sich in den anstoßenden Gemächern. Mit dem Bescheid, daß er es Sr. Eminenz überlasse, seine Vorschläge in Betreff dieser Sache nächsten Tages dem Staatsrath einzureichen, zog der König sich endlich zurück. Der Cardinal unterhielt sich noch eine Viertelstunde lang mit Broc und Beautru, entließ dann sämmtliche Anwesende und fuhr nach dem Palaste seines Bruders, des Cardinals von Lyon, wo er seine Wohnung genommen hatte.

Das war ein Tag, der viel zu denken gab! Der Cardinal blieb etwa funfzehn Minuten mit seinem Bruder in seinem Kabinet, wo er seine Absicht aussprach, Monsieur durchaus keine Nachsicht widerfahren zu lassen. Dann rief er mit etwas scharfer, sein Vertieftsein verrathender Stimme:

„Charpentier! — Cherré!"

Die Sekretaire erschienen.

Der Cardinal ging auf und ab, indem er Charpentier diktirte:

„Instruktion.

Herrn von Bullion, der Herrn von Chaudebonne zu Monsieur begleiten wird, um Frieden mit ihm zu schließen, meldet der Cardinal von Richelieu:

1) daß Monsieur sich nicht in die Angelegenheiten des Herrn von Montmorency zu mischen habe;
2) daß er Beziers räume;
3) daß er Herrn von Puylaurens veranlasse, sich schuldig zu bekennen —"

„Mein Bruder," unterbrach der Cardinal von Lyon — „Sie werden unter diesen Bedingungen niemals Frieden mit dem Herzog von Orleans schließen."

„Meinen Sie?" entgegnete Richelieu geringschätzig — „nun, es soll mir recht sein; zu lange schon bedienen sich die Prinzen der Namen des Friedens und des Krieges, wie es ihnen beliebt; sie sind erträglicher, wenn sie sich offen zu letzterem bekennen, als wenn sie ihre schlechten Absichten hinter der Maske des ersteren verschanzen."

„Gleichviel!" warf Jener ein — „Sie werden zu kühn; Sie vergessen, daß Puylaurens Ihnen mit vierzig Dolchen droht, falls Sie sich weigern, die Gnade Montmorency's zu unterschreiben."

Richelieu schwieg einen Augenblick und sagte dann zu Charpentier:

„Stehen Sie auf!"

Charpentier erhob sich. Richelieu nahm die Feder und strich nach einigen Minuten des Nachdenkens das Ende des ersten Paragraphen aus.

„Schreiben Sie," fuhr er dann fort, „daß man Herrn von Montmorency jedenfalls mit Berücksichtigung der Umstände richten werde, und daß man Hoffnung habe, Monsieur zufrieden zu stellen."

Er wandte sich zu Cherré.

„Sie, Cherré, theilen Sie Herrn von Toiras in Ihrem Namen mit, daß ich erstaunt sei über die Langsamkeit, mit der er Casal verproviantirt, daß ich hoffe, er werde sich durch die Niederlagen der Spanier nicht zu sicher wähnen und fortfahren, die Citadelle sorgfältig zu bewachen. Man kann ihm das nicht oft genug sagen."

„Wenn Ew. Eminenz ihm das einmal selbst schreiben wollten —" bemerkte Cherré schüchtern.

„Ich müßte ihm sagen, daß ich ihm nicht traue!" unterbrach Richelieu. „Setzt böses Blut! ich liebe es nicht, Vorwürfe zu machen, so lange sie zu umgehen sind. Melden Sie ihm, so freundlich Sie können, zum letzten Mal meine Meinung; ich brauche seinen guten Willen. Und Sie, Charpentier — (Sie schreiben zu langsam — man kommt nicht aus der Stelle mit

Ihnen!) informiren Sie vorläufig das Parlament von Toulouse von der Sache des Herrn von Montmorency; der König erklärt ihn der Pairswürde und somit des Vorrechts verlustig, in Paris gerichtet zu werden, und so —"

„So wollen Sie ihn verdammen?" unterbrach der Cardinal von Lyon.

„Nicht ich, wenn seine Thaten es nicht thun!" entgegnete der Minister etwas ungeduldig. „Wollte man ihn verdammen, so würde man ihn nicht gerade dem ihm so sehr ergebenen Parlament von Toulouse überantworten."

„Ich glaube," setzte er nach kurzer Pause etwas freundlicher hinzu, „daß der Hof schon in den nächsten Tagen nach Toulouse übersiedeln wird; Sie können das in Ihrer Instruktion bemerken, Charpentier; Monsieur wird sicher an den Hof kommen und uns einmal wieder das Schauspiel einer brüderlichen Versöhnung geben; wir werden ihm auf diese Weise einen unnützen Weg sparen. Ich hoffe," fuhr er gegen seinen Bruder fort, „Ew. Eminenz werden uns nach Toulouse folgen. Es wird der Sache des besagten Herzogs von Montmorency jedenfalls günstig sein; denn Se. Majestät hegt, wie ich bemerkt habe, zu Ihnen ein ganz besonderes Vertrauen."

Er grüßte die Sekretaire zur Nacht, reichte seinem Bruder die Hand und zog sich in sein Schlafgemach zurück.

„Sie in Lyon!" murmelte er, indem er die Stirn in die Kissen drückte.

Er sagte es mit Schmerz, denn er hatte es beschlossen — er wollte sie nicht wiedersehen — — und der Entschluß ward ihm schwer.

Es war still um ihn her, ganz still. Er versuchte zu schlafen und vermochte es nicht. Er sah sie vor sich, und kämpfte mit seinen Gefühlen.

„Wodurch bezaubert mich dies Weib?" murmelte er — „wo liegt der Reiz, den meine Vernunft nicht zu erfassen vermag? Wo liegt der Zauber, vor dem mir graut, weil ich ihn nicht begreife, und den ich, weil ich ihn nicht begreife, weder fesseln noch bannen kann?"

„O diese Erde! — Sie gab sich mir! Bin ich nicht groß genug, um sie mein nennen zu dürfen? Muß ich flüchtig umherirren in Angst und Seelenmartern, weil mein Geist sich sehnte, im Anschauen der süßesten Schönheit zu gesunden? Ja, ich muß es — ich kann's nicht leugnen! — aber es demüthigt mich, daß ich es muß.

„Daß ich sie besitzen dürfte, ganz und ewig! Daß ich sie nicht zu sehen brauchte unter Menschen, denen ich jeden Gedanken an sie verbergen muß wie ein Ver-

brecher — wie ein Räuber an der Majestät Gottes und seiner Schöpfung! Daß ich fliehen dürfte in eine Einöde mit ihr! — daß ich allein wär', bis ich aufschrie vor Sehnsucht nach Menschen und krank würde an der Einsamkeit, wie ich es heute bin an den Menschen!"

Bewegt von diesen und ähnlichen Gedanken richtete der Cardinal sich auf und schlug die Vorhänge seines Bettes auseinander. Er lag dem Fenster gegenüber. Das letztere war durch keine Gardinen verhängt; es zeigte den unter dem südlichen Sterngefunkel glitzernden Fluß, auf dem vereinzelte Böte hin und wieder schaukelten.

„Wozu die fruchtlosen Wünsche?" murmelte er weiter. „Der Mensch muß sich einen Standpunkt geben, um aufzuheben den Zwiespalt mit sich selbst. Man sehnt sich ermattend nach Einsamkeit — aber Einsamkeit ist nicht Frieden — Frieden ist nur ein schöner, aber märchenhafter Wahn — Frieden ist nur im Tode! Ja, selbst die Sehnsucht nach dem Tode ist Thorheit, sobald man eine Fortdauer des Lebens glaubt! Ein fortwährend Werden — eine fortwährende Unruhe ist das Sein. Was der Erschaffung vorangeht, was der Vernichtung folgt — das Nichtsein allein ist Frieden."

„Wer furchtlos sich versenken dürfte! Sie gab sich mir und ich erkämpfte sie mir; — aber da kommen die Satzungen der Welt und der Religion und sprechen von unserer Schuld — das macht mich bitter gegen die Menschen! Nur die Menschen erfanden den Begriff der Schuld! Ich hob mich über sie, und beuge mich dennoch ihren Begriffen? — Verberg' ich meinem Gotte, was ich that? — Nein, und warum ihm nicht mehr als Menschenaugen? Ist's, weil ich seiner himmlischen Vergebung vertraue? — Wäre dem so, ich müßte ja selig sein, so daß mich keines Menschen Verdammung mehr kümmerte. Ist es, weil der göttliche Gedanke zu hoch ist, um an der kleinlichen Unvollkommenheit eines Menschen haften zu mögen? — — Ich würde dann zu stolz sein, um eine Sünde zu begehen — ich würde ihm gleichen wollen! Was that ich denn? — daß ich liebte — — Kann Gott verdammen, was er in mir erweckte? Begingen wir eine Todsünde — warum ließ Gott uns straflos? Warum zerschmettert er uns nicht? — warum ließ er uns glücklich sein — warum läßt er uns leben? Ist's Langmuth — ist's Hohn? — das erste ist erbärmlich, — das letzte teuflisch — — Ich bete keinen Gott mehr an —"

O stolzer Mensch, zu stolz, um Gott selbst die Be-

rechtigung einzuräumen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen — das ist die Reue Richelieu's, die niedergekämpfte, uneingestandene — die Reue eines Menschen, der mit der vollen Leidenschaft im Busen der Lust entsagen kann und will, aber um keinen Preis gesteht, daß er nicht berechtigt ist, sie zu genießen — — Er hat sich überwunden! Kein irdisches Band soll ihn hinfort verbinden mit Annen von Oestreich; aber sein Entschluß ist freie Entsagung, keine Buße; den Gott, der seinem Stolz im Wege steht, raisonnirt er sich weg, und zwingt sich dann, daran zu glauben — —! Und dennoch ist die Bahn gefährlich, auf der er sich ertappt; heimlich erschrickt er vor seinem eigenen lästernden Gedanken, wie er so hell klingt durch die stille Nacht; er scheut sich vor seiner halsbrechenden Logik; morgen ist's vorbei; er will nicht mehr daran denken! Hinweg mit der Spekulation! die That ist seine Freundin! Hundert Dinge harren in seinem Kopfe auf Erledigung! Er schellt. „Den Pater Joseph!" befiehlt er dem eintretenden Pagen.

Joseph erscheint nach wenigen Augenblicken, ein wenig verschlafen; Richelieu richtet sich im Bette auf.

„Ich sehe kommen, daß ich Dich nach Deutschland schicken muß!" ruft er ihm entgegen. „Seit d'Effiat todt ist, geht Alles drunter und drüber. Oxenstierna

ist zwar gewonnen, aber der König von Schweden wird zu mächtig; er will durchaus die Kurfürsten zwingen, die Neutralität aufzugeben, und sieht den Rhein nur mit eifersüchtigen Blicken in unsern Händen. So lange diese Angelegenheiten nicht geordnet sind, ist an eine Unternehmung auf Flandern nicht zu denken. Auch macht mir Casal viele Sorge, und Du wirst gut thun, in einigen Tagen noch einmal an Toiras zu schreiben."

„Gut, gnädiger Herr! es soll geschehen. Ich wünsche nur, daß diese Lumpen von Rebellen sich ohne Weiteres zur Ruhe legen. Monsieur wird sich demüthigen, und das in den nächsten Tagen; daran zweifelt kein Mensch; aber das Volk ist aufrührerisch; die Hugenotten spuken noch immer, und Montmorency könnte uns selbst im Grabe noch gefährlich werden."

„Gewiß!" fiel der Minister ein; „der spanische Premierminister meint sogar, ich würde niemals wagen, ihn vor Gericht zu stellen, noch weniger sein Urtheil zu unterschreiben —

„Pah!" sagte der Kapuziner naserümpfend — es lüstet mich wirklich, diesem Herrn die Lust, uns mit seiner Elle zu messen, endlich einmal gründlich zu benehmen. Was haben Ew. Eminenz denn über den Herzog von Montmorency beschlossen?"

„Ich? — nichts! — Ich will ihn nicht verderben. Ich lasse der Gerechtigkeit ihren Lauf, nichts weiter; man soll nicht sagen, daß ich grausam bin. Zu etwas Anderem jetzt! Wir haben uns seit mehreren Wochen nicht gesehen. Die Königin hast Du uns, dem Himmel sei Dank, wohlbehalten zurückgebracht. Ich habe alle Ursache, Dir dankbar zu sein, und werde es nach Rom berichten, sobald der kleine Etikettenstreit unseres Gesandten mit dem heiligen Vater beigelegt sein wird. Was hast Du weiter ausgerichtet? Hast Du, wie Du beabsichtigt, den Pater Valmar gesprochen?“

Der Kapuziner nickte vergnügt. Der Cardinal fuhr fort zu fragen:

„Und hast ihn wirklich geeignet gefunden, meinen Sohn zu erziehen?

„Geeignet!“ rief Joseph in Extase — „ein Prachtmensch! Einfach und harmlos, voll guten Willens. Dabei gelehrt, und sogar poetisch, wie es mir scheint! — Es war mein erster Gedanke, als ich in seine Werke sah! Verlassen Ew. Eminenz sich auf mich! Dieser oder Keiner!“

„Du weißt, daß ich Dir vertraue!“ erwiderte Richelieu; „auch giebt der Ruf dieses Mönchs Dir Recht; hast Du denn schon mit ihm gesprochen —

ihn vielleicht durch die verabredeten Versprechungen wegen des zu gründenden Klosters zu gewinnen gesucht?"

„Ach, was denken Ew. Eminenz!" rief Joseph, ganz beleidigt in der Seele des Pater Valmar — „das ist ein Mensch — ein Mensch, den solche Dinge gar nicht rühren. Gesagt habe ich ihm freilich von Ihrer Absicht; er ist durchaus nicht abgeneigt, Prior eines reich dotirten Klosters zu werden; aber auf die Hauptsache hat das gar keinen Einfluß; er ist ein wahrhaft heiliger Mann; in meinem Leben hat mir kein Mensch so gefallen. Er müßte bei Hofe Beichtvater werden. Man hat von ihm nichts zu befürchten und Alles zu erwarten. Kurz, dieser Cordelier ist Ihnen ein ganzer Mann; ich sage Ew. Eminenz, daß ich förmlich für ihn schwärme."

„Diese Begeisterung bei Dir ist allerdings anzuerkennen und berechtigt zu einigen Hoffnungen," erwiderte Richelieu; „sei es denn darum; wir kommen oft genug auf den Punkt, wo wir gezwungen sind, auf sichere Berechnung zu verzichten, und unser Schicksal dem Würfel eines Zufalls anvertrauen müssen. Ist er denn schon in unsere Wünsche eingeweiht?"

„Noch nicht, gnädiger Herr! ich mußte ja zuvor

Ihre Zustimmung erwarten. Das Kind ist noch im Kloster unter der Aufsicht dieser kleinen Stephanie, die dies Vertrauen wohl verdient, weil sie sich stets so musterhaft benommen. Da ich jetzt Ihre Genehmigung habe, werde ich an Pater Valmar schreiben; er wird seinen Pflegling aus den Händen des Fräuleins von Broc empfangen und wahrscheinlich glauben, einen Sohn dieser jungen Dame zu erziehen, die beiläufig gesagt, noch immer nicht von ihren Klostermarotten geheilt ist —"

„Gut, gut!" unterbrach der Cardinal hastig — „ich bin diesem armen Mädchen eine große Genugthuung schuldig; wir werden uns damit beschäftigen. Mit Deinen übrigen Anordnungen will ich einstweilen zufrieden sein. Du magst schreiben und Alles einrichten, wie Du sagst; ich will nach Beendigung des Prozesses Montmorency Gelegenheit nehmen, selbst nach Gaugain zu gehen; ich werde dort den Pater Valmar kennen lernen, und mich überzeugen, ob ich Deine Wahl zu billigen vermag. Setze Dich jetzt her und entwirf die Akte zur Gründung des besagten Klosters der Cordeliers bei Gaugain, und sorge dafür, daß Chavigny sie gleich morgen zur Ausfertigung erhalte. Dabei erinnere ich mich auch, daß die Jesuiten von Alby um die Bibliothek des ver-

jagten Bischofs gebeten haben; Du wirst ihnen die Gewährung ihres Gesuches zukommen lassen."

Joseph setzte sich und schrieb. Richelieu schellte seinem Kammerdiener und ließ sich wieder ankleiden. Unruhig ging er auf und ab. Von Zeit zu Zeit nahm er dem Kapuziner die Feder aus der Hand, um auf einzelne Papierstreifen Entwürfe für seine Sekretaire zu schreiben. Er sah sehr elend aus, und Joseph bemerkte es, als er nach Beendigung seiner Arbeit sich erhob.

„Sie müssen durch die Ankunft der Königin erregt, oder durch sonst etwas geärgert worden sein!" sagte er in einem nach seiner Art äußerst theilnehmenden Tone.

Der Cardinal antwortete nichts darauf. „Ich wünschte wohl," sagte er nach kurzer Pause, „daß Fräulein Broc die Königin begleitet hätte."

„Und weßhalb das? doch wohl nicht ihres Bruders wegen?" fiel Joseph ein.

„Ja, gerade seinetwegen! Du weißt, was für ein Mensch er ist!" entgegnete Richelieu. „Wenn ich mir Etwas auf der Welt nicht verzeihe, so ist es das Verfahren gegen diese arme Stephanie. So wie wir Herrn von Broc kennen, wird er außer sich sein und rasen —"

„O, mein Gott!“ unterbrach Joseph kaltblütig — „Sie brauchen nicht mehr darauf zu warten; das thut er schon. Ich weiß nicht, was die Königin ihm gesagt — genug, er begegnete mir vorhin, und fing an mich mit seiner nichtswürdigen Manier auszufragen. Ich glaube, er ist ein rachsüchtiger Bursche. Indessen — was kümmert uns das? Wenn er gewisse lästige Anlagen zeigt, so muß er eben fort; was weiter?“

„Fort!“ wiederholte Richelieu — „das sagst Du; ich aber will einen Mann von seiner Gewandtheit nicht verlieren. Wenn ich Jeden entfernen wollte, der Anlage hat, mich zu verrathen, so würde ich unsere Angelegenheiten bald allein zu besorgen haben. Ich wünsche vielmehr, diesen nützlichen Menschen so an mich zu binden, daß er, mag er wollen oder nicht, gezwungen ist, mein Werkzeug zu bleiben. Ich gebe ihn Dir anheim. Er ist Hugenott — er hat Geheimnisse. Unter Aufsicht muß man ihn stellen; erforsche ihn, wenn Du kannst.“

„Mir sehr lieb,“ sagte Joseph, indem er die Schreibtafel hervorzog und ein Zeichen hineinmachte. „Ich habe diesem Schleicher nie getraut. Woher aber Ihnen dies plötzliche Mißtrauen?“

„Ein Blick zwischen mir und der Königin —

gleichviel," erwiderte Richelieu hastig. „Ein andermal mehr davon."

„Gut, gut!" rief Joseph. „Ich danke Ew. Eminenz. Ich werde schon etwas erfahren. Der Lagieres weiß etwas über ihn."

„Mach's, wie Du willst!" entgegnete der Cardinal; „Du wirst aber wohl andere Quellen in Anspruch nehmen müssen; der Lagieres ist ein Schwätzer, und ein Mann von de Broc's Klugheit wird sich ihm nicht anvertrauen."

„O!" rief der Kapuziner mit den Fingern schnippend, „der Lagieres ist ein Coyon, so gut wie Einer. Ich habe schon versucht, ihn über Manches auszuforschen, aber so einfältig er ist, so hab' ich doch gesehen, daß er den Verstockten spielen wird, bis man ihm die Pistole auf die Brust setzt."

Der Cardinal seufzte tief auf und ließ mit einer Bewegung der Trostlosigkeit die Hände sinken.

„Und das sind Menschen!" murmelte er. — „O Himmel und Erde! Wer einmal hineinblickte in die Brust eines Mannes, der, gleich mir, für die Menschheit zu arbeiten versucht, und wer die Verachtung erwägt, mit der er gezwungen sie betrachten muß, der würde in den Tiefen dieser Pein Entschuldigung für

mehr Grausamkeiten finden, als ich in meinem Leben verübt."

„Nun," sagte Joseph halb im Scherz — „die Königin ist besiegt — Monsieur wird sich demüthigen, Montmorency wird sterben, und es wird nichts mehr geben, was Sie verhindern wird, Alles zu vernichten, was Sie wollen."

Den Cardinal reizte nichts mehr, als eine Aeußerung, welche ihm in seinen Augenblicken der Erhebung und Erregung ein gemeines Gefühl unterlegte.

„Indem ich Euch vernichte, beschmutze ich mir die Hände," rief er heftig; „es ist wahrlich kein Genuß dabei!"

Er machte eine Bewegung tödtlichen Ueberdrusses; doch kannte er Joseph's gute Meinung, und sein Ausfall that ihm in der nächsten Minute leid.

„Ich bitte Dich, laß mich schlafen!" rief er zusammensinkend. „Es ist die einzige Wohlthat meines Lebens, wenn ich Dich und Alles Andere vergessen kann."

---

## Viertes Kapitel.

„Moi, je t'aime!"

Victor Hugo.

Der Hof war nach Toulouse übergesiedelt. Der Proceß des Herzogs von Montmorency war begonnen, und man erwartete Monsieur, welcher nach Abschluß des Vertrages von Beziers dem Könige seine Ehrfurcht bezeigen sollte. Der Hof nahm wenig Antheil daran. Man wußte, daß nichts Anderes, als ein Schauspiel bevorstand, welches sich unter der Regierung Ludwig's XIII. schon oftmals wiederholt hatte. Nichtsdestoweniger sollte die Aussöhnung der königlichen Brüder so viel als möglich öffentlich sein, und die Masse der Hofleute war deßhalb in einem großen Saale des Stadthauses von Toulouse versammelt worden. In einem Nebengemache, dessen Thüren geöffnet waren, befand sich Ludwig XIII. mit dem Siegelbewahrer von Châteauneuf. Die Königin erschien ebenfalls, nur von zwei Damen begleitet. Sie grüßte

den König, welcher mit Châteauneuf über das am Morgen stattgehabte Zeugenverhör sprach, und bemerkte leicht spottend, daß Monsieur sehr lange zögere, eine Verzeihung zu empfangen, die zu verdienen er sich so schnell entschlossen habe. — Man wußte nämlich, daß lediglich die Feigheit Monsieur's Schuld an der Niederlage Montmorency's war.

Die Damen lachten noch über Annen's Bemerkung, als sie selbst sie bereits wieder vergessen hatte. Ernst und sinnend lehnte sie am Kamin. Ihr Herz war voll; sie sehnte sich nach einem Augenblick der Freiheit, nach einem Wort der Wahrheit — nach einem Aufschrei in ihren Schmerzen. Was kümmerte sie die Komik dieser Versöhnungen, über die der Hof sich sogar im Beisein des Königs lustig zu machen wagte? — für sie waren sie nur ein Zug mehr jener eisernen Hand, welche, Alles nivellirend, über Frankreich, wie über ihrem eigenen Leben gewaltet hatte, und die nunmehr, wenn sie nicht Alles trog, der Himmel weiß, aus welchem Grunde, sie verließ.

Endlich erschien Monsieur. War es Absicht oder Zufall — der König las eben eine Bittschrift zu Gunsten Montmorency's und überhörte die Ankündigung des Thürstehers. Monsieur blieb auf der Schwelle stehen; die Königin trat vor und grüßte.

„Sire," sagte sie sanft, „der Herzog von Orleans wirft sich Ihnen zu Füßen."

Ludwig XIII. erhob sich; Gaston kam näher und verbeugte sich etwas geziert. Man bemerkte, daß er mit Koketterie halb nach spanischer, halb nach französischer Mode gekleidet war, und daß er erröthete, indem er sich niederbeugte. Ludwig XIII. streckte eine seiner mageren Hände aus, um ihn von einer Kniebeugung abzuhalten. „Mein Bruder," sagte er ohne die leiseste Bewegung in der Stimme, „wir freuen uns, Sie wieder zu umarmen, und hoffen, daß Sie hinfort unser treuer und gehorsamer Unterthan verbleiben werden."

Ohne dem Herzog Zeit zu einer Antwort zu lassen, wandte er sich um.

„Châteauneuf!" sagte er mit derselben Trockenheit im Ton — „rufen Sie unsern Vetter, den Herrn Cardinal von Richelieu."

Es waren zwei Menschen im Zimmer, über deren Züge bei Nennung dieses Namens eine Veränderung ging; sie waren Gaston von Orleans und die Königin, Anna von Oestreich.

Der Cardinal erschien nach wenigen Minuten; er war ohne Gefolge. Er näherte sich langsam dem Herzog von Orleans und blieb eine Minute lang

vor ihm stehen, als ob er erwarte, von ihm angeredet zu werden.

Es giebt nur wenige Menschen, selbst unter denen, die die Natur mit Körperschönheit ausgestattet hat, welche ihrer Erscheinung Bedeutung zu verleihen vermögen. Es ist, als ob die Meisten schon von der Luft beinahe erdrückt oder verschleiert würden. Richelieu hatte von der Natur keine Persönlichkeit erhalten, die seiner geistigen Bedeutung entsprach; aber gleich als ob letztere aus allen Poren strahle, war er in der ganzen glänzenden Versammlung, durch die er eben schreiten mußte, der Einzige, der im eigentlichen Sinne des Wortes gesehen ward. Gaston's Blicke sanken zur Erde, und alle Anwesende beugten sich unwillkürlich vor der Hoheit dieser feinen, von dem Pomp des Cardinalskostüms umflossenen Gestalt.

Und mit welchem Stolz blickte Armand du Plessis von Richelieu heut auf den Bruder seines Königs herab, der, um ihn zu verderben, drei fremde Armeen in's Land geführt, und welchem Frankreich — dasselbe Frankreich, das er, Richelieu, so unglücklich gemacht haben sollte — die Thore seiner Städte verschlossen und Kanonenkugeln nachgeschickt hatte!!

Ein Hauch von Spott flog über seine anmuthigen und sanften Züge, indem er eine halbe Kniebeu-

gung machte. Der Herzog von Orleans erglühte, und unter den Hofleuten im Vorsaale entstand eine Bewegung. Man fühlte die Ironie der Situation.

Ludwig XIII. betrachtete das sonderbare Schauspiel, und während er es betrachtete, ging in seiner Seele eine dieser wunderbaren Bewegungen in Bezug auf seinen Minister vor, deren Ursprung er sich nie entschleiert hat, die sich aber am deutlichsten in jenem Worte verrathen, welches er in späteren Jahren dem Cardinal nach Tarascon schrieb: „Wir haben zu lange mit einander gelebt, um uns jemals trennen zu können; es ist mein Wille, daß alle Welt es wisse.“*)

Ludwig XIII. hatte das dunkle Bewußtsein, daß er mit Richelieu sei und nicht sei.

In diesem Augenblicke sah er in der Gruppe vor sich nur seinen treuen Minister, der das Knie vor seinem leichtfertigen und strafbaren Bruder beugte; in sein kaltes Auge trat eine Thräne; er fiel dem Herzog von Orleans um den Hals.

„Mein Bruder!“ rief er so laut, daß alle Anwe-

*) Es war dies im Jahre 1642, nachdem der König in seinem tödtlichen Ueberdrusse an dem Drucke des Cardinals so weit gegangen war, sich mit Cinq-Mars gegen das Leben des Ministers zu verschwören. Es ist bekannt, daß er sich schließlich selbst an ihn verrieth.

sende es hören konnten, „ich will Ihnen Alles vergeben; aber versprechen Sie mir, den Herrn Cardinal zu lieben!"

Richelieu trat zwei Schritte seitwärts; Gaston schwieg einen Augenblick.

„Sire," sagte er dann mit der Gleichgültigkeit des Leichtsinns — „ich verspreche es Ihnen."

Er reichte dem Cardinal die Hand.

Anna beobachtete diese Scene mit steigender Theilnahme. Ihr Herz klopfte hörbar, und es war ihr fast, als ob es keine Unehre sei, diesen Mann geliebt zu haben, der Alles, was ihn umgab, so unermeßlich überragte.

Aber ein anderes Gefühl — ein Gefühl furchtbaren Elends knüpfte sich an diesen Gedanken.

Sie hatte alle Sophistik ihres Verstandes aufgeboten, um sich vor ihrem eigenen Bewußtsein zu rechtfertigen.

Sie hatte ihn wiedergesehen, aber anders — anders, als sie ihn verlassen.

Sie waren, während Montmorency's Wunden heilten, länger als drei Wochen in Lyon gewesen, und während dieser ganzen Zeit war zwischen ihnen kein Wort gefallen, das ihr trauriges Verhältniß berührt hätte. Sie konnte es sich nicht verbergen: Richelieu hatte sie gemieden.

Das war entsetzlich! Liebe allein vermag ja die Schuld zu sühnen! Wie ein Wahnsinn faßte es sie an bei dem Gedanken, daß die Liebe nicht mehr sei — daß sie den Preis verloren, um deßwillen sie gefallen.

Als sie aufblickte, war der Cardinal verschwunden, und das Zimmer hatte sich gefüllt. Der Herzog von Orleans sprach mit dem Könige. Anna hörte, daß er für Montmorency bat.

Sie wandte sich an Châteauneuf und erfuhr, daß die Entscheidung des Processes nahe bevorstehe. Sie fragte, ob der unglückliche Herzog Hoffnung auf Begnadigung habe; Châteauneuf zuckte schweigend die Achseln. Darauf trat Gaston auch zu ihr, berührte nicht ganz ohne Feinheit die eben stattgehabte Scene, und beschwor sie mit mehr Wärme, als ihm sonst eigen war, das Mögliche zu thun, um seinen Mitschuldigen zu retten.

„Der König wünscht," sagte er, „daß ich mich nach Tours verfüge; er ist auf's Tiefste gegen den Herzog von Montmorency erbittert. Ich glaube, das Wohlgefallen, das der Herzog einst an Ihren schönen Augen fand, ist nicht der geringste Grund dazu, und deßhalb, meine Schwester, müssen Sie sich schon entschließen, den König, und wenn es sein muß, selbst den Cardinal zu bitten."

Anna von Oestreich befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Sie drückte dem Herzog von Orleans die Hände und rief mehrmals: — „Verlassen Sie sich darauf — ich will es thun!"

Unfähig, länger über ihr Schicksal in Ungewißheit zu bleiben, hatte sie beschlossen, selbst eine Unterredung mit Richelieu herbeizuführen.

Fast unmittelbar nachher zerstreute sich der Kreis. Die Königin schritt, von ihren beiden Damen gefolgt, durch das große Vorzimmer, wo noch viele der Hofleute versammelt waren.

In einer Fensternische erblickte sie den Cardinal, in ein Gespräch mit dem Parlamentspräsidenten von Toulouse vertieft. Sie erschrak und hielt inne, und faßte dann einen schnellen Entschluß; sie erhob das Haupt, näherte sich der Gruppe am Fenster, winkte und sagte laut und deutlich:

„Herr Cardinal — ein Wort!"

Der Cardinal verbeugte sich tief, grüßte den Präsidenten und folgte der Königin. Er wollte sich nicht gestehen, daß er zitterte. Auch Anna wollte es nicht; aber je weiter sie ging, desto entsetzlicher drängte das Blut zu ihrem Herzen. Sie glaubte, jeden Augenblick ohnmächtig umzusinken. In ihrem Arbeitszimmer angekommen, winkte sie ihren Damen, sich zu entfernen,

dann schloß sie die Thür und that noch zehn Schritte weit, bis zu dem innersten Cabinette, wo sie vor Lauschern sicher war. Was hatte sie nicht Alles sagen wollen! welcher Aufwand von Beredsamkeit hatte ihr in ihren Gedanken zu Gebote gestanden! Jetzt war Alles spurlos aus ihrem Gedächtnisse weggelöscht. Sie faltete die Hände, wankte noch einen Schritt vorwärts und brach zusammen.

„Armand — Armand!" hauchte die beklagenswerthe Frau.

Der Cardinal, überwältigt gleich ihr, stürzte ihr zu Füßen, und berührte, aber leise, wie man eine Reliquie berührt, ihre wunderschönen Hände. Sie entzog sie ihm nicht und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

„Und ich war jung und schuldlos!" murmelte sie, „und weder für die Sünde, noch für den Schmerz gemacht!"

Der Cardinal kämpfte redlich mit den Flammen in seiner Brust; er hätte ihre Klagen in einer einzigen Umarmung ersticken können, aber er wollte seine Vernunft nicht vor seinem Gefühl beschämen; seine Vernunft sollte ihr helfen, ihre Rechnung zu schließen mit der Vergangenheit.

„Und ich verlockte Dich, dies Paradies zu ver-

lassen!" rief er mit Aufregung — „Anna! kannst Du's bereuen, daß wir uns verstanden und auf einen Moment das Elend dieses Lebens hinter uns ließen — kannst Du vergessen, daß Alles uns berechtigte, so und nicht anders zu handeln? Waren wir denn nicht frei? Was bin ich Ludwig dem Dreizehnten, als die Intelligenz, ohne die sein Leben und seine Bedeutung null ist, und der er sich beugt, weil er muß; — was bist Du ihm, als die lästige und vernachlässigte Gefährtin seiner trüb dahinschleichenden Tage? Mißdeute unsere Liebe nicht! Sie war die der geistigen Gewalt — ein flammender Gedanke, unfaßbar wie jenes ätherische Feuer, in welchem die Philosophie der Alten das Lebensprinzip erblickte! Sollten wir an einander irre werden und leben, ohne uns zu kennen, weil die Welt das Gespenst ihrer schnöden Tugend zwischen uns heraufbeschwor? Wahrlich, ich sage Dir, es gehört Muth dazu, in sich selbst den Maßstab für seine Tugend zu suchen, und es ist nichts Großes, tugendhaft zu sein — im Sinne dieser Welt."

Anna von Oestreich wagte einen Blick auf das zarte leicht geröthete Antlitz neben ihr und lauschte mit halbem Grauen der Beredsamkeit dieses unerhörten Stolzes, der, wie er alle Satzungen seines

Jahrhunderts mit Füßen trat, in einem Augenblicke der Aufregung auch die Moral für seine Zwecke umzuformen wagte.

„Nicht, daß wir uns verstanden — daß wir unsere Eide vergaßen — daß wir zu schwach waren, uns nur so zu lieben, wie Du sagtest, das ist's — und Du weißt's! — — Der Himmel hat diese Liebe verflucht; er wird sie rächen an dem armen Wesen, dem sie das Dasein gegeben!"

„Beantworte mir eine Frage!" unterbrach der Cardinal.

„Armand — ich höre!"

„Hättest Du damals von mir gelassen, wenn Du daran gedacht hättest, daß Ludwig XIII. Ansprüche auf Deine Reue hat?"

„O, mein Gott — ich habe daran gedacht —"

„Und jetzt?"

Anna erglühte und senkte das Gesicht zu Boden.

Der Cardinal ging auf und ab. „Ihr seht nun selbst, was Eure Reue ist!" sagte er gelassen. „Es giebt Leute, die erfinderisch in Qualen sind und ihre Reue ihren Verstand beschäftigen lassen — das ist ein Mißbrauch des Verstandes — weiter nichts. Andere beweinen ihre Thaten, ohne von ihnen lassen zu können; diese lästern die Gerechtigkeit des Himmels

und sich selbst. Wozu das Alles? Wenn ich bereue, so thue ich's mit der That! Das kränkliche Jammern über die unabänderliche Vergangenheit ist unwürdig und thöricht. Wenn ich mein Kind verfluchen wollte, ich würde Gott bitten, ihm eine große Natur zu verleihen, um es dann zu dieser Art von Reue zu verdammen. Was Du gethan, liegt hinter Dir —"

„Aber die Zukunft, Armand — wenn sie nicht schrecklich wäre — wenn ich vor ihr nicht zittern müßte —"

„Du mußt es nicht! sie liegt in Deiner Hand. Sei stark, wie Dein Gefühl! Lasse das Leben Dir im Herzen thronen! Laß nicht die bleiche Furcht vor dem, was kommen kann, Dir die Minute vergiften! Jeder Moment, in dem Du fühlst, ist dieser Zukunft, vor der Du zitterst, abgerungen! Laß alle Deine Qualen sterben in den Fluthen einer schönen Empfindung, und Du rettest Dich selbst auf ewig, ohne Reue, ohne Buße, ohne Erlöser — — Die Liebe rettet uns allein!"

„Und wenn sie uns verläßt!" rief Anna ausbrechend — „ich habe mich trotz Gott und Welt an Dich geklammert, und Du liebst mich nicht mehr!"

Der Cardinal schwieg einen Augenblick. „Seltsam!" murmelte er dann — „Es gab eine Zeit, wo ich jung und schuldlos war, wie Du. Noch hatte

keine tödtliche Beleidigung mich zu unversöhnlicher Rache herausgefordert; noch stand ich nicht auf der Höhe dieser Macht, die mich heute gebieterisch zu Thaten treibt, die nicht meiner Natur gehören. Du mußt Dich dessen erinnern, denn damals liebte ich Dich, und wurde von Dir verworfen; damals gabst Du meinem Herzen den Todesstoß und wundertest Dich, daß ich versuchte, Dich zu hassen. Ich frage Dich jetzt, ob es mir nicht gelungen sein müßte, wenn es überhaupt möglich wäre? Habe ich nicht genug Gedanken gehabt, um mich für die rasenden Kränkungen zu rächen, die Du mir damals zugefügt? Habe ich Dich nicht verstoßen — einkerkern — tödten wollen? — Was weiß ich noch, was ich Alles wollte! — Unterdessen sind Jahre vergangen, und ich liebe Dich noch immer! Es giebt nichts Unvergängliches auf Erden, als die Liebe edler Geister! — Damals, ja noch vor Kurzem, reizte mich Deine Schönheit und Dein Trotz! Heute bete ich Dich an — ohne einen selbstsüchtigen Gedanken!"

Anna sah ihm in's Gesicht und schüttelte traurig den Kopf.

„Das ist die Wahrheit des Gefühls nicht mehr, Armand — das ist Sophisterei!"

Der Cardinal ergriff ihre rechte Hand, und erwiderte milden Tons:

„Es ist die Wahrheit des Gefühls, welches zur Unschuld und Reinheit zurückkehrt, Anna — es ist der Ausdruck einer Ueberzeugung! — es ist die Reue der That!“

Die Königin verstand den Sinn dieser Worte und zuckte unwillkürlich zusammen.

„Du bist ein großer Mensch!“ sagte sie dann mit bebender Stimme, „und ich bewundere Dich!“

„So glaubst Du denn an meine ewige Leidenschaft?“ rief Richelieu mit leuchtendem Antlitz — „mag denn kommen was will — hinunter in den Abgrund Reue und Schuld — dies Bündniß segnet Gott und alle lichten Geister!“

„Ich will Dir glauben, aber gieb mir einen Beweis,“ unterbrach die Königin hastig — „Gott weiß, wie gerne ich Deinen Worten glauben will —“

„Was willst Du? — Rede! — Was ich vermag, soll Dir geschehen!“

„Laß mir mein Kind —“

„Anna, um der Gefahren willen, die uns drohen — ich kann es nicht!“

„So zeige mir Deine Seelengröße, und unterstütze diese flandrische Empörung nicht!“

„Das spricht die Spanierin!“ erwiderte er, lächelnd ob der Leichtigkeit, mit welcher sie von einer Bitte zur andern überging — „Die Seelengröße eines Menschen darf freilich nicht immer seine Politik bestimmen, doch glaube ich selbst, daß ich Deinen Bruder und den Graf-Herzog von Olivarez diesmal beschämen muß.“

„Und lehre mich an Dein Erbarmen glauben!“ rief Anna, seine beiden Hände erfassend — „Laß mich Dich um das Leben Montmorency's bitten!“

Das war eine wunde Stelle! Richelieu machte sich sanft von der Königin los und ließ den Kopf in die Hände sinken. In seinen Gedanken wogte die Idee des Staates — das politische Dogma, dem gegenüber die Felonie an Verworfenheit der Gotteslästerung gleichstand. Er sah vor sich die Wagschale der Geschicke Europa's und sich im Begriff, Frankreichs Uebergewicht an die Stelle der Monarchie Karl's des Fünften zu setzen.

„Um es zu können,“ sagte er sich, „muß die Macht centralisirt sein, und wer sich nicht demüthigen will, muß fallen.“

Anna von Oestreich ahnte nichts von der schrecklichen Logik dieses politischen Fanatismus. In der Erfüllung oder Nichterfüllung einer von Laune oder

Mitleid eingegebenen Bitte sah sie nichts weiter, als eine Entscheidung für das Leben ihres Herzens.

So standen diese beiden merkwürdigen Charaktere einander gegenüber.

Richelieu brach zuerst das Schweigen.

„Er hat mir weh gethan, dieser Montmorency!" murmelte er düster.

Dieser Ausdruck eines wahren, aber oft empfundenen Schmerzes verdeckte ein anderes, gleichfalls zur Gewohnheit gewordenes Wort: „Ich kann ihn nicht retten!"

Anna von Oestreich verstand dieses Wort.

Der Cardinal erhob sich und ging langsam auf und ab; die Königin verfolgte jede seiner Bewegungen.

„Wenn die Königin von Frankreich mir einen Wunsch aussprechen wollte," sagte er endlich — „mußte es ein solcher sein, dessen Erfüllung nicht in meine Hand gegeben ist?"

Anna beantwortete dieses Wort nur mit einem leidenschaftlichen Aufblick.

„Den Lauf der Gerechtigkeit", setzte er hinzu, „vermag auch ich nicht aufzuhalten."

„O, die Gerechtigkeit des Himmels ist mild — die Deine ist furchtbar! brach Anna aus — „Gestehe

mir's! — an Deiner vernichtenden Strenge hat Dein Herz seine Freude!"

„Ich habe keine Freude daran!" erwiderte der Cardinal; „aber ich werde Montmorency bluten lassen, wie ich Chalais und Marillac bluten ließ, sobald das Wohl des Vaterlandes es erfordert!"

Anna von Oestreich schauderte zusammen.

„Richelieu!" sagte sie, indem sie zu ihm trat und auf's Neue eine seiner Hände ergriff — „wenn ich mein Innerstes vor Dir verschleiern müßte wie ehemals, als Du noch nicht jedes andere Band menschlicher Liebe von mir abgetrennt hattest, so würde ich mich abwenden und dieser Gerechtigkeit fluchen, die seit Jahren ihr Schwert mit dem edelsten Blute Frankreichs röthet, ohne daß Frankreich dadurch glücklicher wird. Heut, wo ich nichts mehr zu verbergen — auch nichts mehr zu fürchten habe — heute will ich's versuchen, der Göttin, die in ihrer Blindheit recht zu thun glaubt, die Binde von den Augen zu reißen —"

„Du sprichst von Gnade!" unterbrach der Cardinal — „Der König allein kann sie verleihen!"

„Der König!" wiederholte Anna — „als ob ich nicht wüßte, was der König in Frankreich ist! Du bist's, der Freund und Feind, oft nicht ohne Thränen, dem furchtbaren Gespenst einer Nothwendigkeit opfert,

die Du selber Dir geschaffen. Du bist nicht grausam, wie die Welt es glaubt; Dein Herz kann weinen über Montmorency, aber der Stolz, der auf den Flügeln einer märchenhaften Gunst in's Unermeßliche stieg, tritt Deine eignen Gefühle, tritt selbst die gerechte Furcht in den Staub, daß die Verhältnisse sich früher oder später an Dir rächen könnten. Weßhalb begegnen wir denn in früheren Zeiten keinem oder doch nur wenigen dieser schmachvollen Blutgerüste, welche sich seit einem Jahrzehnt bei jedem Schritte erheben? Du willst das Maß voll machen — Du willst der Welt beweisen, daß Du vor nichts mehr zu zittern brauchst."

Anna von Oestreich sprach mit Glut und Beredsamkeit, und Richelieu war erschüttert.

„Bei dem Bilde des Gekreuzigten!" rief er, indem er mit der Linken auf das Kruzifix über Annens Betschemel wies — „wenn Montmorency fällt, so ist es nicht, weil ich ihn habe verderben wollen. Er war mein Freund, und ich liebte ihn. Da er aber versucht, den Feudalismus, dieses verlebte und dennoch mächtige Hinderniß zu Frankreichs Einheit, mit bewaffneter Hand in's Dasein zurückzurufen, so verfällt er der Strenge des Gesetzes. Willst Du ein Geständniß — nun wohl: Ich bin nicht grausam, aber ich würde eher Tausende dieses Adels an Leib und Seele

vernichten, ehe ich die Reform dieses Staates ungeschehen ließ'!"

„Und was willst Du? Was bezweckst Du? Sprich! weißt Du, was Du bezweckst?" rief Anna von Oestreich. „Ich habe gehört, daß Menschen große Thaten verübten und ihren Feinden damit dienten! Wenn nun die Jahrhunderte alle Deine stolzen Vorsätze Lügen strafften? Wer steht Dir dafür, daß Du mit diesem Adel, den Du vernichtest, dem Thron, den Du erhebst, nicht eine Stütze raubst?"

Im ersten Augenblicke, wider Willen von dieser Wahrheit ergriffen, schwieg Richelieu. Die Königin glaubte an einen über ihn erfochtenen Triumph; sie sah ihn erschüttert und war stolz darauf, indem sie es ihrer Liebe überließ, ihn zu vollenden.

„Die Welt," sagte sie schmeichelnd, „verehrt im Staub diese große Vernunft, die so selten geirrt und niemals geschwankt hat. Nur einen Grad weniger von Unbeugsamkeit -- nur einen Funken menschlichen Gefühls mehr in dieser Brust, und Richelieu ist der segnende Engel Frankreichs, wie er jetzt der Dämon desselben ist."

Der Cardinal war noch unter dem Eindruck ihrer vorigen Worte; er beugte sich nieder und küßte ihre weiße Hand.

„Ich kann für den Erfolg nicht stehen!" sagte er ernst; „aber ich will für den Herzog von Montmorency thun was ich vermag, um Deinetwillen!"

Dann fügte er hinzu:

„Du glaubst, daß ich den König beherrsche, und die Welt glaubt es auch. Das letztere ist mir lieb; Dir aber werde ich eines Tages sagen, wie ich mit Ludwig dem Dreizehnten gestanden habe."

---

## Fünftes Kapitel.

„Le roi trouva trop d'embarras dans ce procédé, et ordonna de son propre mouvement que justice serait entièrement faite." Bazin.

Am nächsten Tage erschien der König in dem Zimmer seiner Gemahlin. Anna von Oestreich klagte über Unwohlsein; der König machte eine Aeußerung des Bedauerns und ging dann, jedenfalls ohne Bedauern zu fühlen, mit seinen großen Feldstiefeln geräuschvoll im Zimmer auf und ab.

„Unser Bruder ist nach Tours abgereis't," sagte er, „und man kann mit Wahrheit behaupten, daß wir ihn darum beneiden. Dieser einfältige Prozeß bringt uns in diesem Jahr um die letzte Gelegenheit, in Fontainebleau zu jagen. Ich begreife nicht, wie ein Parlament so lange Zeit brauchen kann, um einen Hochverräther zu verdammen."

„Und wird man wirklich zum Aeußersten schreiten?" unterbrach Fräulein von Hautefort, eine damals vom

König etwas begünstigte Hofdame — „mich dünkt, der Herr Cardinal wird allzustreng, und ich müßte mich sehr irren, wenn Ew. Majestät das nicht ebenfalls meinten."

„Durchaus nicht," erwiderte Ludwig außerordentlich ernsthaft. „Er wollte im Gegentheil im vergangenen Winter in Metz fünf Herren von der Robe begnadigt sehen, und bat für sie, was wir ihm noch immer nicht vergessen können. Wissen Sie denn die neueste Neuigkeit des Hofes, Madame?" fuhr er zu der Königin gewendet fort; „der Graf von Lurique ist aus Italien zurückgekehrt, und ich kam eigentlich hierher, um Ihnen denselben auf's Neue zu empfehlen, weil Sie sich, wie ich glaube, für diese Familie interessiren. Das Schlimmste ist, daß er den armen Charles verloren hat; er fehlt mir, denn er war bisweilen recht unterhaltend, obgleich er die Schwindsucht hatte und auch nicht viel von der Falkenzucht verstand. Er ist auf unbegreifliche Weise verschwunden, und Lurique meint, es müsse ihm ein Unglück begegnet sein."

„Sie sprechen von Herrn von Lagieres," unterbrach die Königin überrascht und bestürzt. „Das ist ja unmöglich, und ich würde außer mir sein —

„Weßhalb unmöglich?" unterbrach ihrerseits das

Fräulein von Hautefort etwas boshaft. „Schon heute morgen sprach man davon bei der Herzogin von Chevreuse!"

„Und ich wußte es noch nicht!" rief die Königin ärgerlich.

„Ei, man erspart Ew. Majestät gern jede unangenehme Nachricht," erwiderte die Hautefort. „Man meinte, der Herr Graf von Soissons habe im Auftrage des Brüsseler Hofes Herrn von Lagieres entführen lassen, um seine Heirath mit Madame Stephanie zu verhindern und Seine Eminenz mit Herrn von Broc zu entzweien."

„Ich bitte Sie, Hautefort," rief die Königin unwillig — „wiederholen Sie doch nicht dergleichen Unsinn! Der Graf von Soissons hält ohne Zweifel die Freundin seiner Königin viel zu hoch, um etwas gegen dieselbe zu unternehmen. Man rufe Herrn von Lurique auf der Stelle; ich mache die Auffindung des Herrn von Lagieres zu meiner eigenen Angelegenheit. Ich würde Sie um Ihre Mitwirkung bitten, Sire —" fügte sie etwas ironisch gegen den gleichgültig dastehenden König hinzu, „wenn ich nicht wüßte, daß Sie viel zu tugendhaft sind, um Ihr Herz an die Dinge dieser Welt zu hängen."

Entweder überhörte der König diese Aeußerung,

oder er hielt es nicht der Mühe werth, sie zu beantworten. Er blieb gedankenlos am Fenster stehen und beschäftigte sich damit, die in einen Stickrahmen gespannte Arbeit zu verderben.

Nach einigen Minuten trat der Graf von Lurique ein. Die Königin ließ ihm kaum Zeit zu den üblichen Begrüßungsformeln.

„Sie kommen ohne den Vicomte von Lagieres!" rief sie ihm entgegen. „Sprechen Sie, lieber Graf! was ist der Grund dieses Ausbleibens?"

„Ich bin untröstlich es sagen zu müssen!" entgegnete Lurique; „aber der Vicomte ist verschwunden, und es ist mir trotz aller Mühe nicht gelungen, diese äußerst auffallende Thatsache zu erklären."

„Was wird Stephanie — was Herr von Broc — was Herr von la Chapelle Gaugain sagen!" rief Anna peinlich bewegt.

Der Cardinal hatte ihr am Morgen durch Joseph mittheilen lassen, daß er de Broc's scharfe Augen fürchte; vor ihrem Geist stand schon wieder eine Reihe von Kabalen, diesmal vielleicht nicht ohne wirkliche Gefahr.

„Wahrlich," murmelte sie — „die Welt ist ein Meer von Treulosigkeit. Man kann in Versuchung kommen, ihm seine Strenge zu vergeben."

Der König, welcher bis dahin scheinbar theilnahmlos

dagestanden, fuhr jetzt wie in einer plötzlichen Erleuchtung aus seiner Lethargie empor.

„Ich hab' es!" rief er aus, indem er Lurique beim Arme faßte.

Es war eine Erinnerung an Carlotta Audarini, welche in sein Gedächtniß zurückkehrte.

Gespannt blickte man ihn an. Er lächelte halb, wie im Traum, erröthete flüchtig und unterdrückte das Wort, welches auf seinen Lippen schwebte.

„Beruhigen Sie sich, Madame!" versetzte er nach kurzer Pause. „Ich sage Ihnen, er wird zurückkehren. Er ist ein Leichtsinniger, der sich niemals bessern wird."

„Ich werde mich nicht beruhigen!" entgegnete Anna verdrießlich. „Ich werde es Sr. Eminenz sagen. Unsere Gesandten sind zu nachlässig; Herr Mazarin aber hat Verbindungen, die sich über ganz Italien erstrecken, und wird gefällig genug sein, sich um die Auffindung des Herrn von Lagieres zu bemühen."

Mit diesen Worten wandte sie ihrem Gemahl ziemlich unsanft den Rücken, und entfernte sich, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

Einige unangenehme Erinnerungen, welche durch den Namen Mazarin's in ihm wachgerufen wurden, entlockten dem Könige einen Seufzer. Dann sagte

er zu Lurique: „Es ist ein Glück, daß die Königin Infantin anfängt, sich etwas besser mit dem Cardinal zu vertragen. Sie wissen, daß sie eingewilligt hat, ihn auf einem Ehrenzuge durch Languedoc und Guienne nach la Rochelle, Brouage und Richelieu zu begleiten. Es freut mich, Lurique; es freut mich sehr. Ich denke, mein Lieber, Sie schließen sich diesem Zuge an. Der Cardinal wird es sich nicht versagen, nachträglich das Schlachtfeld von Castelnaudary zu inspiciren, und in Berücksichtigung des neuesten dummen Streiches des Herrn Vicomte wahrscheinlich auch das Schloß von la Chapelle Gaugain berühren, wo Ihre Frau auf Ihre Rückkehr harrt."

In diesem Augenblick trat ein Page etwas eilfertig in's Zimmer.

„Se. Eminenz sucht Ihre Majestäten."

„Er komme!" entgegnete der König hastig — „es ist mir lieb," fügte er zu Lurique gewandt hinzu; „ich bin gewiß, daß unsere Richter sich endlich bequemt haben, fertig zu werden."

Richelieu trat ohne Gefolge ein, und näherte sich viel zu langsam für die Ungeduld des Königs.

„Sire," sagte er augenscheinlich mit Anstrengung — „der Prozeß des Herzogs von Montmorency ist entschieden."

„Ich finde, daß es lange genug gedauert hat!“ warf Ludwig XIII. hin; „ich hoffe, daß man bei der Vollstreckung nicht so viele Schwierigkeiten machen wird. Ich wünsche spätestens übermorgen abzureisen.

„Und sind Ew. Majestät des Inhalts dieses Spruches so gewiß?“ forschte der Minister. „Herr Graf von Lurique, verzeihen Sie — ich sah Sie noch nicht! Sie kennen die traurige Angelegenheit, welche uns so eben beschäftigt —“

„Nun, Herr Cardinal,“ unterbrach Ludwig — „ich dächte, die Sache wäre einfach. Gefangen mit den Waffen in der Hand! Hochverrath ohne mildernde Umstände! — Fälschungen, Gewaltthätigkeiten aller Art. Er hat ja Alles gestanden! Und überdies haben Sie den Prozeß instruiren lassen. Man weiß, daß Sie nicht zu traurig sind, wenn's einen Hochverräther zu köpfen giebt.“

Richelieu ward roth. „Herr von Montmorency,“ sagte er halblaut mit niedergeschlagenen Augen, „war mein Freund.“

„Nun gut!“ rief Ludwig ärgerlich — „was giebt es denn? Hat das Parlament sich bestechen lassen? Es ist Ihre Schuld. Sie wissen, daß ich mich gegen dies Parlament opponirte, weil es den Montmorency's ergeben ist. Man hätte ihn nach Dijon schicken müssen.“

„Beruhigen sich Ew. Majestät!“ entgegnete Richelieu kalt. „Der Herzog von Montmorency ist zum Tode verurtheilt. Das Parlament konnte nicht anders, denn der Spruch ist nur gerecht. Es fragt sich nur, ob Ew. Majestät geneigt sind, eingedenk vergangener Dienste der Montmorency's, die Strenge dieses Urtheils zu mildern. Vielleicht hätte man auch Rücksicht auf die Fürbitten zu nehmen, welche von allen Seiten her einlaufen —“

„Sie wollen auch den begnadigen — Sie!“ rief Ludwig auf dem Gipfel des Erstaunens.

Es war etwas in dem Herzen des Cardinals, was sich gegen dieses plumpe, aller der klugen Scheingründe entkleidete Zeugniß empörte, mit denen er selbst sich seine Unversöhnlichkeit zu verhüllen pflegte. Indessen war er zu stolz, sich einem Menschen gegenüber zu vertheidigen, von dem er wußte, daß er sein Innerstes nie verstehen würde.

„Sire,“ sagte er — „es handelt sich hier weder um mein Gefühl, noch um das Ihrige, sondern um das Wohl des Staates. Der Fall des letzten Montmorency wird dem Auslande imponiren; vielleicht —“ setzte er stolz hinzu — „vielleicht wäre es ohne diesen Grund nicht so weit gekommen. Es fragt sich nur, ob man nicht die Thränen des Languedoc berück-

sichtigen könnte, ohne jenen Vortheil aufzugeben. Lassen wir das Urtheil unvollstreckt, bis der Schuldige in seinen Fehler zurückfällt oder ein Arm sich für ihn bewaffnet; unter dem Beil kann er uns nicht fürchterlich sein."

Der König schien einige Minuten lang über das Gehörte nachzudenken. Dann sagte er trocken: „Das ist ein umständlicher und beschwerlicher Vorschlag; ich glaube nicht, daß unsere Herren vom geheimen Rath Ihre Meinung theilen werden."

Er nahm den Graf von Lurique unter den Arm, und entfernte sich, indem er ihm in's Ohr flüsterte:

„Er will ihn begnadigen — das ist doch sonderbar! Ich glaube, daß unser Vetter anfängt, sich zu fürchten."

„Mich dünkt," entgegnete Lurique im Hinausgehen — „sein Vorschlag ist vernünftig und werth bedacht zu werden."

Ludwig stand in der geöffneten Thür eine Minute lang still.

„Montmorency ist schuldig, und ich heiße Ludwig der Gerechte!" versetzte er dann so laut, daß Richelieu es hören konnte.

Darauf ging er hinaus und schlug die Thür geräuschvoll hinter sich zu. Der Cardinal blieb allein;

Aerger und Mitleid arbeiteten in ihm und machten sich in abgerissenen Aeußerungen Luft.

„Zu retten ist er nicht. Die Welt wird freilich nicht erfahren, wer hier der Unversöhnliche gewesen — So hängt sich an meine Ferse die Schuld seiner stupiden Grausamkeit! — Was wird die Nachwelt davon urtheilen? —“

„— Olivarez hat gesagt, daß ich's nicht wagen dürfe, ihn zu richten! — Ich wage es, und er wird sehen, wer nunmehr an die Reihe kommt!“

Dann, wie in dem Gedanken, daß er vom Schicksal bestimmt sei, in keiner Hinsicht einen Nebenbuhler zu haben:

„Er hat sie auch geliebt!“ murmelte er vor sich hin. Es war ein sonderbares Lächeln, welches seine Lippen verzog — ein Lächeln des Triumphes, ohne daß er selbst es wußte.

„Meinetwegen!“ sagte er, indem er sich selbstzufrieden aufrichtete und der Thüre zuschritt — „ich that, was ich konnte.“

Aber auf der Schwelle hielt er seine Schritte an.

Eine Aufgabe blieb! — es war die, der Königin das Urtheil mitzutheilen. Er fürchtete, er wußte, daß sie es ihm, trotz ihrer gestrigen Unterredung, zur Last legen werde, und fühlte, daß von diesem Augenblicke

an etwas zwischen ihn und Annen von Oestreich trat. Er fühlte die Ewigkeit ihrer geistigen Trennung — die Unvereinbarkeit ihrer Ueberzeugungen.

Da stehst du nun und weinst, und fragst das Schicksal nach der Ursache? — Wozu? — Klage dich selber an! Warum rissest du sie hinein in den Mittelpunkt deines gewaltigen Lebensstrudels — warum verlässest du sie, nachdem du ihr die Rückkehr für immer unmöglich gemacht? — Reue ist Schwachheit, wo sie nutzlos ist! Reue kann zum Verbrechen werden, wenn sie durch ihre Wirkungen ein andres Wesen zur Verzweiflung treibt! In den meisten Fällen ist die Reue so schlimm wie die That, der sie gilt — — Hüte dich, Mensch, vor der zu späten Reue!

---

## Sechstes Kapitel.

„We have with a leavened and prepared choice
Proceeded to you; therefore take your honours.
To the hopeful execution do I leave you
Of your commissions.“

Shakespeare.

„Das Schicksal ist's, das ohne Schuld verdammt.“

Göthe.

„Die Bedeutung ist träumerischer, als der Traum.“

Lessing.

Der Herzog von Montmorency war todt. Der Hof hatte von dem im Staatsrath wiederholten Begnadigungsvorschlag Richelieu's gehört und sich zwei Tage lang vergeblich bemüht, den Grund eines so beharrlichen Hasses von Seiten Ludwig's XIII. aufzufinden. Der König war darauf mit einem Theil desselben nach Paris zurückgekehrt, um den Grafen von Soissons des ihm übertragenen Regiments zu entheben, während die andere Hälfte der Königin auf ihrem Zuge zu folgen bestimmt war. Nur von de Broc und zwei

andern Edelleuten begleitet, verließ Richelieu Toulouse zwei Tage vor der Königin, um nach Gaugain zu gehen und neben seinen andern Zwecken, durch Besprechung mit de Broc und Lagieres, einer neu drohenden Kabale vorzubeugen. Er hatte gegen Olivier das lebhafteste Bedauern über Charles' Verschwinden ausgesprochen, ihm aber auf Grund des bekannten Leichtsinns und der Abenteuerungssucht seines jungen Schwagers zu beruhigen gesucht, und versichert, daß zur Aufsuchung desselben Alles gethan werden solle, was nur in seinen Kräften stehe. Er hatte ihn überdies auf eine neue diplomatische Mission vorbereitet, indem der Herzog von Orleans gleich nach der Hinrichtung des Herzogs von Montmorency dem Könige gemeldet, daß er sich in Frankreich nicht sicher glaube, und deßhalb auf's Neue zu den Spaniern nach Flandern gehen werde. Der Cardinal hoffte während einiger Ruhetage in Gaugain die betreffenden Instruktionen vollenden und de Broc von dort aus direkt nach Brüssel absenden zu können. Ohne sich durch die scheinbare Vertraulichkeit des Ministers täuschen zu lassen, hatte Olivier sich, schweigend und ergeben wie immer, seinen Befehlen gefügt; aber Richelieu hatte durch Joseph einige, seine Schwester betreffende Aeußerungen erfahren, und seine völlige

Verschlossenheit fiel ihm auf und berechtigte ihn zu einem Mißtrauen, welches nur zu gegründet war. Das Alles trug nicht dazu bei, die Reise nach Gaugain zu einer angenehmen zu machen. Unwohl, verstimmt und ohne die Königin gesehen zu haben, begab er sich auf den Weg. Der Tod des Herzogs von Montmorency hatte ihn erschüttert.

Es war ein kalter Tag, als der Cardinal sich auf den unwegsamen Bergpfaden dem Schlosse von Gaugain näherte. Man hatte die Wagen in St. Felix, einem Städtchen der Cevennen, zurücklassen müssen; sechs Diener trugen die Sänfte des Ministers; de Broc und die beiden anderen Edelleute ritten unbedeckten Hauptes neben her. Die Luft war schwer und undurchsichtig; einzelne Schneeflocken bebten von Zeit zu Zeit hernieder. Die nur zum kleinsten Theil bewachsenen Berge waren bereits des lichten Sommerschmucks entkleidet, und nur das düstere Grün der Cypressen und Kastanien wehte im rauhen Novemberwinde. Oftmals stolperten die Pferde auf den schmalen und beschwerlichen Wegen. Verstimmt und ungeduldig ging man Schritt vor Schritt weiter; langsam, in Nebel gehüllt, tauchten die Thürme von Gaugain aus den schwärzlichen Laubmassen. Es war gegen Mittag, als man auf eine Höhe gelangte,

welche nur durch ein schmales, aber tiefes Felsenthal von demselben getrennt, dem Schlosse gerade gegenüber lag. Als man am Saum desselben hinab wollte, fand sich, daß der Weg durch mehrere vom Sturm gefällte Bäume versperrt und durch Regengüsse schlüpfrig geworden war. Der Cardinal gebot, die Sänfte niederzusetzen, und stieg mit Hülfe seiner Begleiter aus, um freie Luft zu schöpfen. Es war ein wenig wärmer geworden; die Sonne trat in matten Umrissen hervor und kämpfte mit der Dämmerung des Herbsttages, ohne jedoch den grauen Ton der Landschaft merklich zu verändern. Der Cardinal spazierte, fröstelnd und stark auftretend, hin und her, und betrachtete das Schloß mit seinen ungeheuren Wällen und Gräben. „Wahrlich, sagte er zu de Broc — „eine gute Veste, und ein Glück für sie, daß sie von jeher so loyale Herzen geborgen."

De Broc betrachtete sie auch, diese elledicken Mauern, die, von der oben erwähnten Felsschlucht wie von einem natürlichen Laufgraben umgeben, manchem Bombensturm zu widerstehen im Stande sein mußten, als sein Auge plötzlich auf die Zinne fiel, von welcher sonst die Wappenfahne der Lagieres geweht hatte. Statt der lasurblauen, von silbernen Streifen unterbrochenen Felder flatterte eine schwarze Flagge

in der trüben und rauhen Luft. Erschreckt fuhr de Broc auf und wollte eben seine Begleiter aufmerksam machen, als diese, durch einen ähnlichen Umstand frappirt, ihrerseits in eine Aeußerung der Ueberraschung und Bestürzung ausbrachen.

„Was ist das?" rief jetzt sogar der Cardinal, mit einer Bewegung nach der Richtung der Schloßpforte zu.

Die großen Thorflügel waren geöffnet; kreischend hoben sich die schweren Fallgatter in ihren armdicken Ketten; die Zugbrücke ward herabgelassen. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen schlug, durch den Wind herübergetragen, von Minute zu Minute deutlicher an das Ohr der Lauschenden. Die Glocken der Schloßkapelle begannen zu läuten. Zugleich tauchte ein Zug schwarzgekleideter Büßermönche mit herabgelassener Kapuze und brennenden Wachskerzen in den Händen aus dem Portal, und zog sich wie ein schwarzer Faden über die Zugbrücke hinweg in's Freie. Ihr klagender und tonloser Gesang drang deutlich durch die trübe Herbstluft herüber.

„Es ist Jemand gestorben", rief der Cardinal, — „beeilen wir uns, hin zu kommen."

Schnell sprangen die Diener an die Sänfte, aber Richelieu schüttelte den Kopf.

„Ihr Pferd, Herr von Souillard!“ rief er einem der Edelleute zu; „Sie werden die Güte haben, mit den Leuten nachzukommen.“

Gefolgt von de Broc ritt er schneller, als strenge Vorsicht es gestattet haben würde, den schmalen Weg hinab. Ein Schauspiel eigener Art bot sich jetzt seinen Blicken dar. Eine Menge von Männern, Weibern und Kindern drängte sich in wirrer Unordnung dem aus dem Schlosse kommenden Zuge entgegen. Einige weinten und schluchzten, Andere verbargen sich ängstlich hinter einzelnen auf den Felsen wachsenden Bäumen, Andere noch standen trotzig und herausfordernd am Wege. Die meisten sprachen in der unsern Reitern unverständlichen Mundart des Landes laut durcheinander. Mit Mühe gelangten Richelieu und Olivier auf ein etwas vorspringendes Felsstück, von wo sie das Ganze übersehen konnten. Alle Augenblicke stockte der Zug in Folge des Hin- und Wiederdrängens der Volksmasse, und unter der fortwährenden Begleitung der Glocken erscholl das oft unterbrochene Miserere der Büßermönche, mehr dem Geheul wilder Katzen, als einem Menschengesange ähnlich.

Plötzlich ward die Bewegung heftiger, und das Gemurmel der Menge fing an, in Geschrei überzu-

gehen. In dem Schloßthor erschien, von sechs Männern getragen, eine schwarzbehangene Bahre. Auf derselben lag die Leiche einer jungen Frau, welche Richelieu nicht erkannte. Sie war bis an die Brust mit einem schwarzsammtenen Tuche bedeckt; ein großes bleiernes Kruzifix lag quer über den Füßen. Voran schritt ein Mönch mit einem Meßbuch. Unmittelbar hinter der Bahre ging ein Edelmann in reicher, etwas altmodischer Trauerkleidung, den der Cardinal für Georges von Lagieres, den Vicegrafen von Gaugain, erkannte; ihm folgte eine große Frau in schwarzen Schleiern, mit einem Kinde von vier bis fünf Monaten auf dem Arm. Beim Anblick dieser Frau brach ein gellendes Wuthgeschrei aus der Menge, während zehn bis zwölf Weiber weinend hinter der Bahre herstürzten. In einem Augenblicke war sie umringt. „Sie soll sterben, die Hexe von Gaugain!" kreischten hundert Stimmen. Jetzt verschwamm alles Einzelne in einer allgemeinen Verwirrung. Man sah aufgehobene Arme, geballte Fäuste, Knüttel und Steine. Ueber allen Lärm hinweg aber hörte der Cardinal eine tiefe und durchdringende Frauenstimme, welche gelassen sagte:

„Ehrwürdiger Pater Valmar, retten Sie das Kind!"

„Was bedeutet das?" rief Richelieu bestürzt und entrüstet.

„Es ist die Tochter des Astrologen von Gaugain," entgegnete de Broc verwirrt; „ich glaube, das Volk will sie ermorden."

Der Cardinal blickte in seltener Aufregung um sich; er befand sich in der ungewöhnlichsten Lage von der Welt, nämlich in einer, wo er eigentlich gar nichts thun konnte; doch dauerte seine Unentschlossenheit nur eine Sekunde. In der nächsten war er mit einem Sprunge mitten unter dem Volk; das Pferd bäumte sich hoch empor, und schreiend stob die Menge aus einander. De Broc folgte seinem Beispiele.

„Herr von Lagieres!" rief Richelieu so laut er konnte — „schützen Sie diese Frau!"

Er zog die Zügel an und versuchte sich Bahn zu brechen. Im ersten Augenblick hatte der Tumult aufgehört; im zweiten begannen zwei verschiedene Gefühle die Massen wieder in Bewegung zu setzen.

Das eine war der Unwille des Volks über die unberufene Einmischung in seine Justiz; das andere ein instinktmäßiges Ahnen der Gegenwart einer Autorität, an die man in seiner Noth appelliren dürfe.

„Sie hat die Schwester des Vicegrafen umgebracht und ihre Seele dem Teufel überantwortet! — Sie

hat den Pater Valmar behert! — Sie hat die Felder besprochen und die Theurung über das Volk der Montagnes-noires gebracht!" schrie es von allen Seiten.

„Mir diese Klagen, Rebellen und Aufrührer!" murmelte der Cardinal mit einem Blick der Verachtung — „und ich bin machtlos ihnen gegenüber!! —"

Inzwischen war es Lagieres gelungen, bis zu Richelieu durchzudringen.

Dieser war vom Pferde gestiegen und hatte das Thier seinem unterdeß mit den übrigen Leuten herbeigekommenen Eigner zurückgegeben.

„O gnädiger Herr!" rief Lagieres zitternd, indem er dem Cardinal zu Füßen sank — „Sie sendet Gott! Ew. Eminenz retten uns vom Verderben!"

„Herr von Lagieres," entgegnete Richelieu laut, ohne darauf zu achten, daß die Menge bei dieser Unterwürfigkeitsbezeugung ihres Lehnsgrafen scheu zurückwich — „lassen Sie diese aufrührerische Rotte zerstreuen und Alle, die sich etwa sträuben, verhaften im Namen des Königs und der heiligen römischen Kirche, deren demüthigster Diener ich bin."

Dann wandte er sich zu dem Cordelier und betrachtete ihn zwei Sekunden lang mit einem Blick voll Theilnahme.

„Ehrwürdiger Pater Valmar!“ sagte er mit Hofmannsmanier — „haben Sie die Güte, mir diese Frau in Sicherheit bringen zu helfen. Ich bin erfreut' Sie persönlich kennen zu lernen; in geistiger Beziehung habe ich längst mit Ihnen gestanden.

Mit diesen Worten schritt er über die Zugbrücke hinweg durch das innere Thor, gefolgt von dem Pater Cordelier und der Tochter des Astrologen. Gleichzeitig brachte man die Leiche der Gräfin von Lurique in's Schloß zurück und setzte sie in der Kapelle nieder.

Während Lagieres mit Hülfe de Broc's und einiger Bewaffneten die Volksmenge zu zerstreuen suchte, stellte der Cardinal sich selbst dem Pater Valmar vor, und trat, sich bekreuzend, in Begleitung desselben in die Kapelle. Nachdem er die Reste Josephinen's einige Minuten lang mit ernster Aufmerksamkeit betrachtet, wandte er sich fragend zu dem Cordelier:

„Welchen Grund hat denn das Volk, in dem Tode dieser jungen Frau die Wirkung irgend eines dämonischen Einflusses zu erblicken?“

„Eine krankhafte Ueberreizung der Nerven hat sie aufgerieben!“ erwiderte der Cordelier. „Sie war seit Monaten tiefsinnig und ist unter schrecklichen Fieberphantasieen gestorben.“

„Und jene Frau, die wir der Volkswuth entzogen haben?“ fuhr Richelieu fort.

„Sie ist die Tochter eines Mannes, der sich mit Sterndeuterei beschäftigte, und nicht mehr Zauberin, als Ew. Eminenz oder ich selbst. Trotzdem schreibt der Volksglaube ihr seit Jahren alles zu, was die Zeiten Schlimmes mit sich bringen, und die etwas exaltirte Freundschaft, welche sie mit der verstorbenen Dame von Lurique verband, erklärt in diesem Falle alle Voraussetzungen des Aberglaubens. Sie war heut nicht zum ersten Mal in Lebensgefahr.“

„Seltsam!“ warf Richelieu hin. „Und man hat nie etwas Außergewöhnliches an ihr bemerkt?“

„Sie soll die Gabe der Weissagung besitzen!“ erwiderte der Pater; „ich habe indessen keine Proben, die mich davon überzeugen.“

„Und was konnte denn zuerst den Haß des Volks auf dieses unschuldige Haupt ziehen?“

„Ew. Eminenz! — das Volk ist arm und unglücklich. In der Jugend entbehrte es eines aufklärenden Unterrichts — im Mannesalter der freien Entwickelung; folglich ist es abergläubisch.“

„Ehrwürdiger Pater Valmar,“ entgegnete Richelieu nach kurzer Pause — „Ihr thut mir weh mit Eurem

Wort. Ich hätte gern das Volk beglückt, das ich beherrschte."

„Ich glaube es Ew. Eminenz!" erwiderte der Cordelier. „Auch wird der Himmel den Willen lohnen wie die That; denn es ist schwer, dem Volk den Weg zum Glück zu bahnen."

„Ihr sagt es!" unterbrach der Cardinal mit einem Seufzer. „Schwer ist es, denn das Leben ist kurz, und verhehlen wir's nicht: — das Volk eigensinnig und beschränkt — trotzig im Glück, Mauleseln gleich, welche störrig werden, so bald es ihnen zu wohl geht — verzagt und verzweifelt, so bald vorübergehende Uebel es heimsuchen. Es thut mir leid um seine Versunkenheit; ich habe es nie bedrücken wollen. Die Opfer, die ich ihm auferlegte, hatten zum Zweck die Wohlfahrt des Staates Frankreich, und fallen den Ränken unserer Feinde und dem feudalen Adel zur Last, unter dessen Druck das frische Leben lange genug gestockt hat. Einmal der Uebermuth desselben gebrochen, wird es uns auch vergönnt sein, mehr für das Volk zu thun — — Mein Vater!" fuhr er nach kurzer Pause fort — „Ihr wißt, ich schätze Euch sehr. Ich habe Eure Schriften gelesen und Euch durch den Pater Joseph meine Meinung darüber mittheilen lassen. Ihr werdet auch durch denselben die Urkunde zur

Gründung eines Mönchsklosters vom Orden der Cordeliers, wie Eure Ernennung zum Prior desselben empfangen haben. So viel ich weiß, ist der Grundstein des Gebäudes bereits gelegt, und habe ich nur zu bitten, daß dieses Werk dem Himmel, zu dessen Ehre es in's Leben tritt, wohlgefällig sein möge. Wollt Ihr mir nun gestatten, Euch die Wünsche zu nennen, welche mich außer dem Verlangen, Eurem Verdienst eine geringe Anerkennung widerfahren zu lassen, zu dieser Gründung bewegen, so sind es folgende: Ich beabsichtige in dieser Provinz dem katholischen Glauben eine neue Stütze gegen die Fortschritte der angeblich reformirten Kirche zu verleihen, weßhalb ich denn auch durch Eure Vermittelung das Kloster der Benediktinerinnen von Sankt Annen neu zu dotiren gedenke. Ich will und wünsche ferner, daß die zukünftigen Mönche von Gaugain sich der Belehrung des Volks in der Weise annehmen, wie Ihr sie in Eurem gelehrten Werke: „de educatione populorum," so trefflich auseinandersetzt. Zuviel der Uebel sind im Staate, um alle auf einmal bekämpfen zu können; aber zu hoch schätzen wir die Vernunft, diesen ewigen Strahl der Gottheit, um sie nicht auch im Volke ausbilden zu wollen. Ich lege einen kleinen Theil dieses großen Werkes in Eure Hand. Ich glaube, ehrwürdiger

Vater, daß Ihr mein Vertrauen niemals täuschen werdet."

„Ich will nach meinen Kräften den Willen Ew. Eminenz erfüllen, wie ich mich bemühe, den des Himmels zu thun!" erwiderte der Cordelier; „in der That stimmen Beide in diesem Fall zusammen."

Der Cardinal neigte das Haupt mit dem Ausdruck des Wohlwollens und ging mit gekreuzten Armen langsam hin und her. „Dann," sagte er endlich zu dem Mönch — „hat man Euch ein junges Wesen anvertraut, an dessen Schicksal ich Antheil nehme — ich will Euch dasselbe hiermit noch einmal besonders empfohlen haben. Forscht wenigstens für's Erste nicht nach seinem Ursprung; es giebt Geheimnisse, die sich nicht ohne Gefahr entschleiern lassen. Erzieht es zu welchem Berufe Ihr wollt — nur bildet es nach den ewigen Grundsätzen der Vernunft; wenn es den Geist in sich hat, der die Verhältnisse beherrschen kann, so wird es seinen Weg durch die Welt zu finden wissen. Ihr seid ein Mann von Herz und Ehre. Es ist eine Seele in Eure Hand gelegt; Gott, wenn von Menschen Niemand, wird Euch Rechenschaft darüber abfordern."

„Ich kann Ew. Eminenz nur wiederholen, was ich dem Pater Kapuziner bereits darüber gemeldet!"

erwiderte der Cordelier; „ich werde es als ein mir anvertrautes Pfand lieben und pflegen."

„Ihr werdet," begann der Cardinal nach kurzer Pause auf's Neue — „über den Ursprung dieses Kindes Eure Vermuthungen haben; ich kann's Euch nicht verwehren. Aber laßt sie, ich bitte Euch bei Eurer Ehre — laßt sie nie laut werden, noch in irgend Etwas Eure Handlungsweise bestimmen. Betrachtet dieses Kind wie meinen Sohn."

„Ich bitte Ew. Eminenz sich darüber keine Sorge zu machen!" wiederholte der Cordelier mit Ruhe. „Das Geheimniß seiner Geburt kümmert mich nicht; Neugier ist nicht mein Fehler. Ich will mich im Uebrigen nicht weiter rühmen; aber ich habe ja doch schon manche junge Seele zu bilden gesucht. Hat mir doch auch diese Unglückliche —" (er zeigte auf den Sarg Josephinen's) „eingedenk der Erziehung, die ich ihr gegeben, längst vor ihrem Tode die Sorge für die Seele ihrer Tochter anvertraut — dieses Kindes, welches Ew. Eminenz heut gerettet, und welches ohne die Liebe des armen, vom Wahn des Volkes verfolgten Mädchens längst verloren war."

„So wird dieses Kind in Gaugain unter Eurer Aufsicht bleiben?" warf Richelieu hin. „Und diese sogenannte Zauberin —"

„Wird ebenfalls im Schlosse von Gaugain bleiben und bei der Waise die Stelle der Mutter vertreten. Es war der letzte Wille der Dame von Lurique.“

„Sehen wir nach ihr!“ sagte Richelieu kurz, indem er der Thüre zuschritt.

Wie es im Menschenherzen wunderbare, geheimnißvolle Sympathieen giebt, so birgt dasselbe auch eben so oft ähnliche, in dunkeln Ahnungen begründete Abneigungen. Richelieu dachte mit Mißbehagen daran, daß der Pater vom heiligen Kreuz seine Sorgfalt zwischen seinem Sohn und dem Sprößling einer Frau theilen sollte, bei deren Leiche man über Hexerei und Einflüsse des Teufels geschrieen hatte. Man weiß, daß dieser große Geist nicht frei von einzelnen Regungen des Aberglaubens war.

Aus einer dieser, nahe an das Gebiet desselben streifenden Regungen riß ihn eine Frage des Cordelier.

„Um eins nur bitte ich Ew. Eminenz. Dies Kind ist nach der Aussage des Fräuleins von Broc nicht getauft. Unter welchem Namen soll es in's Kirchenbuch eingetragen werden?“

Der Cardinal sann einen Augenblick.

„Ihr seid bestimmt, ihm Euren Geist mitzutheilen, Pater Valmar! — so laßt denn auch den Namen

von dem Eurigen abgeleitet sein — Valmar — — Valmarina."

Und der Vorname, Ew. Eminenz?"

„Gebt ihm den meinigen und den des Tages seiner Geburt."

Der Cordelier zog einen Kalender hervor, blätterte einen Augenblick darin, notirte die Namen in eine Schreibtafel und folgte dem Cardinal durch einen langen, von dicken, in niedrige Kreuzwölbungen auslaufenden Pfeilern getragenen Corridor, der Halle zu, wo er Xenien verlassen hatte. Er fand sie auf einem Schemel vor der verlöschenden Kaminglut sitzend; das Kind schlief auf ihren Knieen.

Der Cardinal hätte mit ihr reden mögen, aber eine Scheu, die er sich nicht erklären konnte, hielt ihn davon zurück. Sie schien ihn nicht zu beachten.

„Wie nennt Ihr diese Kleine?" warf er endlich hin, wie um Etwas zu sagen.

„Xenia!" erwiderte die Gefragte kurz. Es war eine nie gehörte Benennung, die das Ohr des Cardinals unangenehm berührte.

„Warum denn diesen Namen?" warf er hin — „Warum nicht einen, der in der Christenheit von Frankreich gebräuchlich ist?"

Der Cordelier zuckte die Achseln. „Die Dame

von Lurique," sagte er, „pflegte das Kind nach ihrer Freundin zu heißen; ich finde auch, daß dieser Name sehr heidnisch klingt; aber die Kleine hat vier oder fünf andere. Sie heißt mit dem Namen der göttlichen Gnade, Maria — sie heißt nach ihrer Mutter, Josephine — heißt auch nach mir, mit dem Namen der heiligen Demuth, Cordelia — — Alle diese Namen sind besser als der erste."

Xenia hatte sich während dieser Worte aufgerichtet; die große Gestalt schwankte schattenhaft in der röthlichen Dämmerung des verglimmenden Feuerscheins, und sonderbar flimmerten ihre dunkeln Augen.

„Ob Ihr das Schicksal dieses jungen Kindes kennt oder nicht" — unterbrach sie, indem sie den düstern Blick von dem Gesicht der Kleinen auf das des Cardinals lenkte — „Euer Gedanke ist gut. Nennt sie nicht Xenia. Nennt sie Cordelia, wenn das der Name der Demuth ist — sie wird der Demuth bedürfen!"

Der Cardinal heftete auf Xeniens unheimliche Erscheinung einen halb unwilligen halb scheuen Blick. Das Dunkle und Orakelhafte ihrer Rede berührte ihn unangenehm. Er wandte sich um, als plötzlich vom entgegengesetzten Ende des Saales her, halb gesungen, halb gesprochen, ein paar abgerissene Worte ertönten —

„Wenn erst die Wiege ist verflucht,
Umsonst man Meß' und Priester sucht;
Verfallen ist verfallen —“

Das Weib fuhr auf —

„Um deine Seele ist's gethan!
Dein Leben ich nimmer retten kann —“

„Cordelia — Cordelia!“ stöhnte sie, indem sie ihr Gesicht verhüllte.

Der Cardinal gerieth bei diesem Auftritt in eine zwischen Spott und leisem Schauder schwankende Stimmung, und ärgerte sich zugleich, daß er nicht wußte, ob er lachen oder weinen solle. Er sah zwei Schatten sich im Halbdunkel nähern, und erkannte in ihnen de Broc und den Vicegrafen, von denen der letztere noch vor sich hin sang, und erst aufhörte, als er plötzlich den Cardinal erblickte.

„Sie haben ja sonderbare Gesänge!“ warf Richelieu hin; „man sollte sie für die Vigilien des Teufels halten.“

„O, unsere alten Volksweisen!“ entgegnete Lagieres entschuldigend; „ich pflege deren oft vor mich hinzusingen, ohne daß ich darum weiß; verzeihen Ew. Eminenz meinen schlechten Gewohnheiten!“

Der Cardinal antwortete nicht, sondern begann mit Lagieres von dem Tode seiner Schwester und dem Verschwinden Charles' zu reden, und ging darauf

auf verschiedene, die Verwaltung des Landes betreffende Themata über. Erregt von den mancherlei Eindrücken des Tages, noch immer erschüttert durch Montmorency's Tod, erschöpft durch die Unterhaltung mit Lagieres, sehnte er sich endlich nach Ruhe. Es war beinahe Mitternacht, als man sich von der Abendtafel erhob. Man hatte ihm den nördlichen Flügel des Schlosses angewiesen. Zwei Diener leuchteten mit Fackeln voran; de Lagieres trug die dritte. Der Cardinal verbat die Wachen, welche den Eingang seines Schlafzimmers hüteten, reichte dem Schloßherrn zwei Finger seiner linken Hand, und verabschiedete die Diener. Er trat in ein langes, hohes, weites Gemach, von einer Galerie mit durchbrochenem vergoldeten Geländer umgeben, und rings umher mit Gobelins behangen, auf denen mythologische Gegenstände dargestellt waren. Von einem riesigen Kamin herab, dessen marmorner, mit Skulpturen bedeckter Mantel lange Schatten auf das glatte Getäfel des Fußbodens warf, leuchteten auf zwei krystallenen Kandelabers zwölf dicke Wachskerzen. Sie brannten hell genug, doch reichten ihre Strahlen nicht bis zum entgegengesetzten Ende des Saales, wo die verblaßten Purpurvorhänge eines ungeheuren Himmelbettes sich erst bei längerem Hinblicken von dem Hintergrunde

abzuheben begannen. Sämmtliche Fenster — sechs an der Zahl, waren, gleich der einzigen Thür, mit dunkeln Sammtgardinen verhangen.

Der Cardinal schritt bis zur Mitte des Zimmers vor; dann stand er still — es war kalt — es schauerte ihn ein wenig. Er kehrte wieder um. Neben dem Kamin befand sich ein Armstuhl von schwarzem Sammet mit hoher Lehne — er warf einen Blick hinter sich, auf den Raum zwischen dem Kaminsims und der Wand, und ließ sich dann in die Polster des Stuhles nieder. Fröstelnd drückte er sich an die Lehne und betrachtete das Bett im Hintergrunde des Gemaches. In der matten Dämmerbeleuchtung stand es undeutlich und riesig; von den schneeweißen Kissen herab floß die rothe Decke auf das spiegelnde Parquet; in den zitternden Lichtstrahlen schien es oft, als ob sie sich weiter bewegen und ihm nähern wollte. Dem Cardinal graute vor diesem Lager; trotzdem konnte er das Auge nicht wegwenden; er suchte unter den in seinem Gedächtnisse aufbewahrten, gelegentlich von der Königin-Mutter entworfenen Beschreibungen von Gaugain dieses Zimmer wiederzufinden; es wollte ihm nicht gelingen, und dennoch war ihm immer, als müsse auf jenen Kissen irgend ein blutiger und wollüstiger Traum geträumt worden sein. Indem sich

sein Auge an die Dunkelheit gewöhnte, entdeckte er da, wo die auseinandergeschlagenen Vorhänge die Tapete frei ließen, die Umrisse einer weiblichen Gestalt. Es dauerte einige Zeit, ehe er sie erkennen konnte; dann wurden die bleichen Züge klarer und klarer; sie waren ihm fremd, aber die blonden Haare erinnerten ihn an die goldlockige Glorie, die das Haupt Annens von Oestreich schmückte. Ohne eine Bewegung zu machen, starrte er auf die schöne regungslose Gestalt. Da gewahrte er, daß der Zeigefinger ihrer linken Hand auf eine unter der Brust befindliche Wunde deutete, aus welcher bis auf die rothe Bettdecke herab das Blut niedertropfte. Es war ihm, als ob in diesem Augenblick irgendwo ein Schrei des Entsetzens ausgestoßen würde, obgleich er nirgend etwas hörte. Langsam glitt sein Blick von dem Bett herab auf den Fußboden, welcher beinahe aussah wie der Spiegel einer dunklen Flüssigkeit — — Es ist nur Täuschung! sagte er zu sich selbst, indem er mit der rechten Hand seinen Priesterrock befühlte, während es ihm unaufhörlich vorkam, als ob in jener Ecke er selber seinem Blick begegnen müsse. Da plötzlich faßte ihn eine gräßliche Beklemmung. Sein Auge wanderte längs der Galerie herab, wo der Zugwind hinter den Tapeten rauschte, und begegnete einer un-

absehbaren Reihe leichenhafter Gestalten, deren starre Glieder sich bewegten und ihm näherten. Er wollte aufschreien, und konnte nicht. Es ist doch nur Täuschung! wiederholte er innerlich mit Anstrengung. Er machte eine Bewegung mit der rechten Hand, und begegnete einem Tischchen, wie man es zum Schachspiel zu brauchen pflegt. Auf demselben befand sich ein Tintenfaß, ein Bund Federn und ein Haufen Papier, nebst mehreren Briefen. Hastig, instinktmäßig, griff diese Hand nach einer der Federn und führte sie mit fieberhafter Eile vom Tintenfaße auf das Papier — — die Buchstaben waren roth — — Jetzt hörte er einen Schrei und ein polterndes Geräusch — er sah sich um — das Tischchen lag am Boden, die rothe Tinte floß am Kamin entlang. Er selbst stand am Eingang des Zimmers; er hatte das Schloß erfaßt; die Thür war tonlos aufgesprungen. Durch eine lange Reihe von Sälen wankte er hastigen Schrittes -- da stand ein Betschemel am Fuße einer schmalen eisernen Wendeltreppe. Er wollte die Hand auf das Kreuz legen, aber so wie er sich ihm näherte, zerrann es in Luft. Da schloß er seine Augen — — „Chalais — Marillac — Montmorency! — für Frankreich fielen Eure Häupter! — Euer Schicksal, nicht mein Wille brachte Euch

auf's Blutgerüst!" Es war ein furchtbarer Augenblick, der Traum, in dem die Ueberzeugung diesen Mann verließ, der niemals ohne Ueberzeugung gehandelt hatte. Er barg die Stirn in die Hände, aus Furcht beim Aufblick einem dieser Gespenster zu begegnen, die zum ersten Male ihr gewaltsames und schauderhaftes Ende an diesem eisenfesten Gewissen zu rächen kamen. Da rauschte es hinter ihm auf den Stufen der Treppe: die Schleppe eines Kleides streifte den Saum seines Gewandes. Er blickte auf und ließ erschöpft die Hände sinken — „Gelobt sei Gott!" murmelte er mit einem tiefen Seufzer.

Die Gestalt, welche vor ihm stand, hatte er noch vor Kurzem unter den Lebenden erblickt.

Es war die Tochter des Astrologen.

Der Cardinal erhob sich — „Ihr seid es!" murmelte er mit dem Ausdruck der Abspannung.

Xenia antwortete nicht, und heftete auf sein Antlitz ihre starren und düstern Augen. Dem Cardinal war dieser Blick peinlich; er wollte gehen, aber er konnte nicht — er streckte die Hand aus, um die Erscheinung hinwegzubeschwören, aber sie blieb starr vor ihm stehen.

„Ich weiß wohl, wer Ihr seid!" sagte er, und seine Stimme erschreckte ihn, indem er sprach — Ihr

seid die Hexe von Gaugain, der ich das Leben gerettet habe!"

Die Sibylle antwortete nicht. Langsam und steif nickte sie mit dem Kopf, bis die langen schwarzen Haare über ihrem blassen Gesicht zusammenfielen. Dann richtete sie sich wieder auf, und blieb auf's Neue unbeweglich wie ein Steinbild stehen.

Den Cardinal überlief es mit der Eiskälte des Grabes.

„Hinweg!" rief er, indem er zürnend die Hand gegen sie ausstreckte. „Du weißt nicht wer ich bin. Ich rettete Dir das Leben — ich kann es Dir nehmen — ich bin der Cardinal von Richelieu —"

„Das Leben ist traurig!" antwortete das Mädchen mit hohler Stimme, ohne etwas Anderes als die Lippen zu bewegen — „Das Leben ist traurig — Ihr wißt das auch!"

„Ihr wißt das auch!" — wiederholte der Cardinal —

„O" — sagte das Mädchen — „glaubt mir — sie wissen es Alle!"

Und in den Ecken des Saales, auf den Stufen der Treppe, längs den Wänden und hinter den Pfeilern rauschten nur luftiger als zuvor dieselben Gestalten, vor denen der Cardinal vorhin geflohen war, und nickten bejahend mit ihren todten Häuptern.

Jetzt sah der Cardinal sie ohne den vorigen Schauder an; er begann sich mit ihrem Anblick zu befreunden.

„Also," sagte er, indem er die Sibylle fixirte — „also kennt Ihr das Schicksal der Menschen?"

„Nicht aller Menschen;" antwortete sie.

„Kennt Ihr das Eurige?"

„Es ist mir gleichgültig — nein!"

„Und das meinige?"

„Das Eure kenne ich, denn es ist eins mit dem Geschicke Frankreichs."

„Ihr sprecht die Wahrheit!" rief Richelieu plötzlich hingerissen. „Ihr habt es also erkannt —"

„Ich hab's erkannt!" entgegnete die Sibylle ohne aufzublicken. „Euer Loos ist ein Triumph. Ihr werdet sterben wie Ihr gelebt, von Macht und Ruhm umgeben —

„Und Frankreich — wird Frankreich mein Andenken segnen?" hauchte der Cardinal mit feuchten Blicken.

„Einst," erwiderte die Sibylle — „wenn das Werk, für welches Ihr lebt und kämpft, in Staub getreten sein wird — dann wird Euch Frankreich segnen!"

„Erklärt Euch!" sagte Richelieu gebieterisch.

Xenia trat zwei Schritte näher und nahm eine

seiner feinen, magern, von klaren blauen, hoch hervortretenden Adern durchzogenen Hände.

„Ich halte,“ sagte sie langsam, „die Hand des Cardinals von Richelieu, der erhobenen Hauptes mit seinem päpstlichen Ringe Schild und Wappen des feudalen Adels vernichtet, um auf den Trümmern desselben einen Thron zu bauen. Das Königthum von heute, welches die Zukunft nicht kennt, segnet diese Hand; vom Volk, dessen Blick nicht weiter reicht als der des Königthums, wird sie verflucht —“

„Verflucht, weil ich gerecht gewesen!“ murmelte Richelieu.

„Ich sehe,“ fuhr Xenia fort, „den Anblick von Frankreich verändert. Was hoch und stolz hervorgeragt, liegt am Boden; die Gesellschaft ist nivellirt. Ich sehe einen Thron von einer Glorie umschimmert, aber vereinzelt, ohne andere Stütze, als sich selbst. Ich sehe an der Stelle der alten Waffenherrschaft des Lehnswesens, eine geistige Gewalt sich riesengroß erheben und in's Volk hineinwachsen. — Das ist das Vermächtniß des Cardinals von Richelieu an die Geschichte Frankreichs; es ist mit Blut in ihre Annalen gezeichnet —“

Bei dem Worte „Blut“ fuhr der Cardinal fröstelnd zusammen.

„Ihr müßt nicht von dem Blute sprechen, das ich vergoß!“ sagte er, indem er seine weißen Hände umdrehte und ansah — „Ihr seht, ich that es, weil ich mußte.“

„Und wißt Ihr denn, wofür Ihr in der That und Wahrheit dieses Blut vergoßt?“ unterbrach Xenia mit plötzlicher Lebhaftigkeit, die sie einen Augenblick lang Annen von Oestreich ähnlich zu machen schien — „Ihr wollt die Macht centralisiren —, das werdet Ihr erreichen. Ihr wollt das Königthum zur Wahrheit machen; deßhalb vernichtet Ihr den Adel, der ihm wohl oft trotzig die Stirn wies, aber zugleich es stürzte. Ihr seid groß! Ihr baut mit schwindelnder Schnelle einen Thron von ungeahnter Macht über den rauchenden Trümmern Eurer Zeit — aber Ihr legt den Keim der Zerstörung in das große Werk. Der Thron, den Ihr errichtet, ist unterwühlt, weil Ihr ihm seine natürliche Grundlage genommen; das Königthum, welches Ihr schafft, kann nur bestehen mit Euch, oder einem Geiste gleich dem Eurigen — es steht durch Euch, und wird eines Tages fallen — durch Euch! — Ihr wißt nicht was Ihr thut! — das ist die Tragik Eures Schicksals! Denn wenn das Königthum dem Feudalismus nachgestürzt, wenn die Parlamente, erstarkt durch das Vernichtungswerk, zu dem

Ihr sie gebraucht, sich zur großen Macht herausgebildet — wenn das Volk erleuchtet sein wird durch die Strahlen der Geistesbildung, die Ihr am Horizont heraufgeführt — wenn die Rechte der Völker das Losungswort der Weltgeschichte sein und die tieferen Geister erkennen werden, daß Ihr der erste waret, der, obwohl unwissend, der Revolution die Bahn gebrochen, und wenn ein ganzes Geschlecht in Eure Fußtapfen treten und als Parole des neuen Tages die Gleichheit ausrufen wird, dann, Cardinal von Richelieu — dann wird das Volk Euch segnen!"

Der Cardinal hatte zugehört — mit Verwunderung — mit Entsetzen — mit Entrüstung.

„Wo bin ich denn?" rief er aufgeregt, beinahe empört.

Dieser hochmüthige und gewaltsame Charakter, der es gewagt, einem großen Gedanken zu Lieb' furcht- und reuelos alles Bestehende niederzubrechen, zürnte bei dem fahlen Blitz von Wahrheit, der ihn sich selber als Vorläufer einer Revolution und sein stolzes Werk als Mittel zu einem Ende zeigte, an das er selber nie gedacht.

„Dieses Weib ist wahnsinnig!" sagte er wegwerfend nach kurzer Pause.

Gelassen richtete Xenia sich auf mit ihrer pomphaften Düsterheit.

„Ihr seht, wie sehr ich Recht habe, meine Wissenschaft von der Zukunft zu beklagen — Ihr habt mir nicht geglaubt. Auch ist es gut so wie es ist; hätte mein Wort Euch die Augen geöffnet, so würde Euer Handeln ein anderes werden, und die Weltgeschichte muß ihren Gang gehen."

Sie verschwand in der Galerie. Der Cardinal stand eine Zeit lang unbeweglich; dann war ihm plötzlich, als sänk' er blitzschnell viele Klaftern tief in einen Abgrund. Auftaumelnd, erfaßt vom Schwindel, fuhr er mit der Hand über seine Stirn; sie war feucht und kalt. Er starrte umher mit weitgeöffneten Augen, und fand sich zu seiner Verwunderung in dem schwarzen Armstuhl, neben dem Kamin, im Tapetenzimmer. Dort stand das Bett — hier vor ihm das Tischchen mit Briefen und einem Tintenfasse — — halb unbewußt tauchte er eine Feder ein und versuchte die Tinte — sie war schwarz — er hatte also geträumt!! Jetzt versuchte er zu lächeln, aber er konnte nicht; noch immer traumbefangen, rang er mit peinlichen Erinnerungen und schweren Gedanken. Lebhaft, wie die Vision eines Hellsehenden, stand der ganze seelische Prozeß, der diesen merkwürdigen Traum erzeugt, vor

seinem geistigen Auge. Und wenn er eine Warnung — ein Fingerzeig des Himmels war? Hatte nicht Anna von Oestreich — sicher durch den größten Zufall der Welt, ihm dasselbe gesagt? Konnte Gott ihn nicht strafen wollen, ihn, der eigenmächtig eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen unternommen, indem er ihm mitten auf der hohen See seiner blutigen Thaten den Zweifel in die Seele pflanzte, ob er wirklich thue, was er wolle?? — Zum ersten Mal in seinem Leben traf der Cardinal von Richelieu auf einen Gedanken, der ihn zittern machte; aber ihn rettete sein Stolz.

„Ich müßte ja in der Berechnung meines ganzen Lebens geirrt haben,“ sagte er, indem er aufstand und dem Bette zuschritt — „Thorheit! Gott sei gedankt — es kann nicht sein!“

---

## Siebentes Kapitel.

„L'empire de la supériorité s'impose tôt ou tard; dès qu'on le reconnait on le subit."

Capefigue.

Am nächsten Morgen wurden die Reste der Gräfin von Lurique zur Erde bestattet. Der Cardinal sprach auf Lagieres' Bitten eine Todtenmesse und einen Segen über die Tochter der Verstorbenen, und schickte, um die Königin Anna nicht in einem Trauerhause zu empfangen, ihr einen Kurier mit der Bitte, nicht nach Gaugain zu kommen, und ihm zu gestatten, ihr noch an demselben Tage entgegen zu reisen. Aber noch ehe er das Schloß verließ, gelangte Joseph mit der Nachricht an, daß die Königin eines leichten Unwohlseins halber ihre Abreise um einige Tage aufgeschoben, daß sie also nicht Zeit habe, Herrn von Lagieres zu besuchen, denselben aber bitte, den Herrn Cardinal gegen Ende der Woche nach Castelnaudary zu begleiten, woselbst sie Beide erwarten werde.

Der Cardinal hatte sich schon seit längerer Zeit körperlich so abgespannt gefühlt, daß er vielleicht zum ersten Mal im Leben in dem Gedanken glücklich war, zwei oder drei Tage lang ruhen zu können. Er übergab Joseph ein mit Notizen gefülltes Buch für Charpentier, und befahl ihm, Kuriere mit den zu schreibenden Briefen abzuschicken. Darauf wich er zwei volle Tage lang nicht von seinem Ruhebette, und als am dritten Joseph mit einem Arm voll Briefen erschien, erhob er sich, um den barschen und gelegentliich spöttischen Vorwürfen seines Vertrauten über seine Unthätigkeit zu entgehen, nicht aus Ungeduld, den Inhalt der Depeschen zu erfahren. Er nahm sie ihm ab, durchflog sie und winkte dem Kapuziner, sich zu setzen.

„Ich wollte Dich eben rufen lassen, um von Geschäften mit Dir zu reden" — sagte er tonlos und noch etwas zerstreut — „Chaudebonne schreibt, daß Monsieur seinen Entschluß, auf's Neue aus Frankreich zu entweichen, bereits ausgeführt und Unterhandlungen mit Toiras, Ayetona und Wallenstein angeknüpft habe. Ich werde Letztere unschädlich machen und ihn im Uebrigen nicht hindern. Mag er das Maaß häufen; einmal soll die Welt erfahren, was von diesem elenden Subjekte zu halten ist. Ich bitte Dich, mit Toiras

und dem Herzog von Friedland, den ich achte, ein Abkommen zu finden. Jener wünscht sich einen Marschallsstab, und dieser braucht Geld; an Toira's Stelle wird Graf Harcourt künftig in Casal befehligen. Ueber Lothringen ist bereits entschieden; die erste neue Treulosigkeit des Herzogs ist das Signal zu der Eroberung seiner Staaten; wir haben lange genug Geduld mit ihm gehabt. Es bleibt also nur noch über Flandern zu bestimmen, und wir haben hier eine Depesche vom Haag, die mich um eine definitive Entscheidung in der flandrischen Frage bittet."

„Ich dächte," sagte Joseph, „Sie machten endlich auch dieser Sache den Garaus, Herr Cardinal. Die holländischen Armeen in Flandern sind siegreich; das Volk ist unzufrieden, die Großen bitten Sie seit Monden, ihre Fahne unter Ihrer Aegide entfalten zu dürfen. Mit dem Herzog von Montmorency ist die Empörung in Frankreich todt."

Der Cardinal lehnte sich in seinen Stuhl zurück; der Tag schien hell auf sein todtblasses, von Wachen und Anstrengungen entfärbtes Gesicht; er drückte die rechte Hand an seine Brust, in der er von Zeit zu Zeit stechende Schmerzen fühlte. Er warf einen Blick in die Papiere, welche neben ihm in einer mit der Aufschrift: „Spanien" bezeichneten Mappe auf einem

Schreibtisch lagen, und sagte dann mit dem ihm eignen sanften aber unbeugsamen Ton:

„Joseph, Du weißt, daß ich diese Macht zu vernichten entschlossen bin.“

„Ich weiß — ich weiß!“ warf Joseph hin.

„Es war,“ fuhr Richelieu fort, „der Gedanke Heinrich's des Vierten — es war der meinige seit den ersten Tagen meines jungen Ehrgeizes, wenn auch noch nicht so deutlich, wie jetzt. Um ihn in's Leben zu rufen, habe ich ihn Jahre lang verschwiegen im Herzen getragen — Jahre lang mit endloser Geduld und Gefahr Frankreich umzuschaffen und mir die Hände freizumachen gesucht, um einstmals fessellos den falschen Frieden brechen und dieser Macht den Handschuh mit den Worten hinwerfen zu können: „Frankreich ist größer als du, das du keine Zukunft hast — und Frankreich soll scheinen, was es ist.“ Glaube mir, dieser Gedanke hat während der langen Zeit meiner vielgeschmähten Herrschaft keine Sekunde lang in mir geschlummert. Soll ich jetzt die Frucht vernichten, jetzt, wo ich beinahe am Ziel bin, indem ich sie zu früh breche — indem ich unzeitig den Schleier lüfte, der das Triebrad meines Wirkens dieser unverständigen, in ihren Leidenschaften befangenen Zeit verhüllt? Ich weiß, daß Dir zum Aerger der Herzog

von Olivarez den Wahn verbreitet, daß ich nicht wage, offnen Visirs sein Spanien anzugreifen. Gleichviel! — eine kurze Zeit lang müssen wir noch mit fremden Waffen kämpfen; ein Tag wird kommen, wo wir diesen großen Politiker unsanft genug aus seinen sanguinischen Träumen aufrütteln werden. Diese flandrische Revolte kommt uns trotzdem sehr zu Statten. Eine Zeit lang werden wir die Großen noch hinhalten und dadurch die Holländer verhindern, mit Olivarez einen Waffenstillstand zu schließen. Während der Zeit vernichte ich die letzten Faktionen im Innern, befreie das Volk von übergroßen Lasten und mache mir ein Verdienst aus meiner Mäßigung gegenüber der jungen Königin."

„Herr Cardinal," versetzte Joseph plump, „ich fürchte, daß der letzte Beweggrund bei Ihrem Verhalten mehr zählt, als Sie selber glauben."

Der Cardinal schüttelte den Kopf. „Muß ich sie denn nicht schonen?" sagte er gedankenvoll, wie zu sich selbst. „Spanierin von Geburt und Neigung, hängt ihr verblendetes, auf der Spitze der Leidenschaften hin- und herschwankendes Herz noch immer an diesem unwürdigen Götzen. Ich muß sie schonen, denn nach Allem, was ich gethan, will ich den Preis nicht verlieren — Ist es Bestimmung oder Zufall, oder nur eine jener unbegreiflichen Launen des Schicksals —

ich wollte von dieser Frau geliebt sein, um sie zu beherrschen, und nun ich sie beherrsche, scheint es mir, als ob ich sie weniger fürchten würde, wenn sie mich haßte wie ehedem. Denn wenn sie je entdeckte, was mich bewog — (er unterbrach sich, und fuhr nach kurzem Schweigen fort) — wenn sie entdeckte, daß ihre Bitten nicht, wie sie bis jetzt geglaubt, meine Entschlüsse machen und vernichten können — daß Frankreichs Ruhm mir theurer ist als sie, obgleich ich sie liebte — — so weiß ich Dinge, die sie mir nicht vergeben kann, weil sie sich in der That nicht vergeben lassen, und dann — — Verarge es mir also nicht, wenn ich ihr sage, daß ich um ihretwillen die flandrische Empörung fallen lasse."

Der Cardinal schwieg ermattet. Joseph, der ihn eigentlich nicht verstanden hatte, sah ihn kopfschüttelnd von der Seite an; Richelieu hatte Thränen in den Augen.

„Nichts mehr davon!" rief er dann plötzlich, indem er sich mit Kraft aufrichtete. „Joseph, es handelt sich bei der flandrischen Angelegenheit um einen Menschen, der mir seit kurzer Zeit Manches zu denken gegeben; ich meine de Broc. Du weißt, daß er gefährliche Anlagen hat, mir aber in Brüssel unentbehrlich ist. Man hat einen Brief von ihm an den Herzog von

Rohan aufgefangen, der aber leider wieder verloren gegangen ist; ich habe daran gedacht, daß er tollkühn und ehrgeizig genug ist, die Hugenotten des Südens noch einmal zum Aufstand für ihre alten Rechte zu bewegen. Er schien sich mir freilich bis jetzt aufrichtig anzuschließen, aber — — die ärgerliche Geschichte mit seiner Schwester nagt ihm an der Seele — zum Unglück ist uns obendrein dieser Taugenichts von Lagieres abhanden gekommen, und das Mädchen, das die Königin Anna durchaus wieder an den Hof bringen will, dem Gespött desselben schutzlos preisgegeben. Man kann nicht wissen, wozu dieser Olivier, als mein Feind, fähig wäre — kann auch nicht wissen, wie viel Gewalt er über seine Schwester hat. Ich werde ihn also mit den größten Auszeichnungen nach dem Haag schicken, um die Verhandlungen zwischen Holland und Spanien abzuschneiden; dadurch wird er sich beiläufig den Spaniern so verhaßt machen, daß an eine Aussöhnung nie zu denken sein wird. Andererseits wirst Du ihn, so wie seinen Freund Lagieres, dessen Schloß mir hier ein Dorn im Auge ist, bewachen. Uebrigens ist dieser Lagieres eine Plaudertasche; was er von Broc's Geheimnissen weiß, wirst du leicht aus ihm herausbringen."

„Je nun!" erwiderte der Kapuziner — „ich habe unsern Mann wiederholt auf eigne Hand bereits auf's

Korn genommen; er will noch nicht recht beichten, weil de Broc ihm zu nahe auf der Ferse sitzt; indessen entnehme ich aus seinen Andeutungen, daß Ihr Herr Gesandter wirklich selbstständige Pläne hat, und durch die so eifrig gewünschte Verbindung mit Lagieres bezweckt, demselben dies feste Schloß aus den Händen zu winden."

„Es ist abscheulich!" rief der Cardinal entrüstet. „Gab ich nicht diesem Menschen Gelegenheit, sich die glänzendste Stellung von der Welt zu erwerben? Aber nein! — Verrätherei und Kabale allein befriedigt diese Leute. Indessen werden wir sie überlisten! Dies feste Schloß mache ich, da ich es nicht zerstören darf, zum Sitz einer königlichen Behörde, so wahr ich lebe, und das, noch ehe eine lange Zeit vergeht."

„Wie Sie es anfangen wollen, weiß ich freilich nicht," entgegnete Joseph — „einstweilen aber bin ich froh, Sie wieder wie einen Menschen reden zu hören. Man kann zuweilen irre an Ihnen werden."

Der Cardinal verzog die Lippen zu einem halb gutmüthigen, halb geringschätzigen Lächeln.

„Von Dir befürchte ich das nicht!" sagte er — „übrigens kann man Alles ertragen, so lange man nicht selber an sich irre geworden — das werde ich nicht."

Joseph machte eine vielsagende, seine mißtrauische Unzufriedenheit mit seinem Gebieter auf's Komischste ausdrückende Grimasse. Richelieu konnte sich nicht enthalten, darüber zu lachen, und Joseph, welcher unterdessen ein zweites Paket hervorlangte, stimmte schließlich mit ein, ohne recht zu wissen weßhalb.

„Was bringst Du denn noch?" rief Richelieu. „Du bist unerschöpflich wie das Oelkrüglein der Wittwe, mit dem Unterschiede, daß Dein Inhalt weniger angenehm ist."

„Das ist so Allerlei," entgegnete Joseph — „Nachrichten vom Hofe — Unzufriedenheiten — Nachwehen von der letzten Revolte. Da ist auch ein Baron von St. Roman, den das Parlament von Dijon wegen Aufruhrs und skandalöser Schriften zu den Galeeren verurtheilt hat. Ich glaube, man bittet Ew. Eminenz um seine Begnadigung."

„Gieb her!" entgegnete der Cardinal. „Du magst, während ich lese, de Broc rufen lassen. Seine Instruktionen liegen bereit; er kann schon morgen reisen, ich habe ihm aber vorher noch Manches zu sagen — Geh!"

Joseph nickte zufrieden. Er gab den verlangten Befehl, und beschäftigte sich, während Richelieu die Depeschen durchblätterte, mit dem Zusammenlesen

verschiedener, auf dem Bett zerstreuter Papiere, deren Inhalt er zu seinem Erstaunen für Verse erkannte. Als Olivier in's Zimmer trat, ging Richelieu ihm ziemlich weit entgegen.

„Herr von Broc — setzen Sie sich zu mir. Ich muß mit Ihnen reden."

De Broc gehorchte. Richelieu reichte ihm die holländische Depesche.

„Ich kann Ihnen nicht helfen!" sagte er sehr freundlich; „Sie müssen nach Flandern zurück."

De Broc machte eine Bewegung. „Sie wissen," fuhr der Minister fort, „wie überaus Sie mich durch Ihre vergangenen Dienste daselbst verpflichtet haben. Für eine so schwierige und delikate Mission wie die vorliegende finde ich Niemanden geeignet als Sie. Ihre Vollmachten liegen bereit; Ihr Gefolge finden Sie in Paris; Graf Lurique wird Sie begleiten; ich werde ihn noch besonders instruiren, und hoffe, daß auch er, trotz seines Schmerzes — mit meinen Anordnungen zufrieden sein wird. Ich dächte, es kann Ihnen nicht unlieb sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie nicht gern entbehren möchte, und ich wüßte nicht," fügte er ernst und freundlich hinzu, „was Sie veranlassen sollte, mir diesmal weniger gern als sonst zu dienen. Man sagt mir, daß Sie verstimmt seien — es ist möglich,

daß Sie Ursache dazu haben — aber ist es — durch meine Schuld?"

Es lag etwas so Gewinnendes in dem gütigen Ton des Cardinals, daß Olivier nicht im Stande war, etwas zu erwidern.

„Haben Sie," fuhr Richelieu fort, „diese Tage benutzt, um Ihre Schwester im Kloster von Sankt Annen aufzusuchen?"

„Nein, Ew. Eminenz!" sagte Olivier ohne aufzublicken — „ich werde Stephanien immer früh genug wiedersehen."

„Wie!" rief der Cardinal mit scheinbarem Erstaunen — „Welcher Grund kann Veranlassung zu dieser unbrüderlichen Aeußerung gegen eine so liebenswürdige Schwester geben? — ein besonderer doch nicht?"

„O, nichts!" antwortete de Broc — „ich finde nur, daß Staatssachen den Familiensachen immer vorgehen, und ich hatte bis jetzt zu thun — — auch liebt meine Schwester die Stille. Haben Ew. Eminenz mir bereits einen Termin für meine Abreise gesetzt?"

„In der That, der morgende Tag schon wäre mir der liebste — Monsieur's Eile soll uns nicht beschämen; ich wünsche, daß Sie ohne Aufenthalt mit Kurierpost nach Brüssel gehen. Wie gesagt — — Monsieur giebt ein zu glänzendes Beispiel der Schnelligkeit, das muß man befolgen; wenn Sie indessen dringend wün-

schen, noch einen oder zwei Tage zu zögern, so könnte man —"

„O nein!" unterbrach de Broc; „mich fesselt durchaus nichts in Gaugain; nur möchte ich bitten, mir einen Tag Aufenthalt in Paris zu gestatten; ich habe dort ein dringendes Geschäft."

„Ich kann es nur gewähren, wenn Sie mich in Stand setzen, die Wichtigkeit dieses Geschäftes zu ermessen! Wie sie vorhin bemerkten, geht der Staatsdienst allen anderen Rücksichten vor, und so —"

„O," unterbrach de Broc etwas spitz — „ich würde niemals wagen, Ew. Eminenz mit meinen Angelegenheiten lästig zu fallen."

„Ganz gut, mein Herr von Broc," entgegnete der Cardinal — „Sie wollen mir nicht Rede stehen; indessen möchte die Sache mich näher angehen, als Sie denken; erlauben Sie mir also, Ihnen zu Hülfe zu kommen. Sie beschuldigen den Grafen von Soissons des äußersten Unrechtes gegen Ihre Schwester; Sie verlangen Genugthuung — was weiß ich? blutige Genugthuung vielleicht für die Ehre des Fräulein Stephanie. Ist es das? — habe ich's getroffen?"

De Broc ward dunkelroth und knirschte mit den Zähnen.

„Ew. Eminenz sind allwissend!" sagte er dann, indem er sich tief verneigte.

„Ich weiß wenigstens, daß ich in Gefahr war, meinen Gesandten zu verlieren!" warf der Cardinal hin, indem er dem jungen Manne noch etwas näher rückte. „Wie, mein Herr? Muß ich Sie, vor dessen Verstand ich sonst alle Achtung habe — Sie sogar an das Schicksal Bouteville's und Deschapelles' erinnern? Glauben Sie, daß ich im Stande gewesen wäre, Sie zu retten, wenn ich Ihnen gestattet hätte, Ihren tollen Vorsatz in Ausführung zu bringen?"

„Gnädiger Herr!" erwiderte de Broc entschlossen — „ich würde meine Strafe gelitten haben, und werde sie leiden, wenn es sein muß. Mehr ist die Ehre immer noch, als das Leben. Für die Beleidigung, welche der Graf mir angethan, muß mir Genugthuung werden, und Ew. Eminenz, hoffe ich, werden mir selber gestatten, sie zu fordern."

„Ich es Ihnen gestatten!" rief Richelieu — „ich Ihnen gestatten, gegen ein von mir gegebenes Staatsgesetz zu fehlen! wahrlich, ich bin zu sehr Ihr Freund dazu. Und ist Ihnen wirklich eine Beleidigung widerfahren, welche nur blutige Genugthuung zu sühnen vermag? Lassen Sie doch sehen!"

De Broc besann sich einen Augenblick, ob er auf

die Aufforderung eingehen solle; aber Richelieu schien die Sache ernst zu nehmen, und er entschloß sich kurz:

„Ich wiederhole es, daß ich nicht gewagt haben würde, Ihnen von meinen Angelegenheiten zu reden; aber Ew. Eminenz haben begonnen — sei es drum. Ich habe nichts als meinen Namen. Die Broc's hatten einen guten Klang in den Annalen der französischen Geschichte; unsere Männer waren tapfer, und unsere Frauen tugendhaft. Was ich in tollem Jugendmuthe verbrochen, gedachte ich im Mannesalter gut zu machen. Meine Schwester war mein Stolz; so manche schöne Hoffnung ruhte auf ihrem jungen Haupte. Die Gunst Ihrer Majestät hob sie auf eine Höhe, die ich in meinen kühnsten Entwürfen nicht zu träumen gewagt; Stephanie war schön und unschuldig. Geben Sie mir zu, gnädiger Herr, daß ich mit Recht gegen den Mann rase, der diese Unschuld mißbrauchte. Der Graf von Soissons hat es gethan."

„Aber, mein lieber Herr von Broc," unterbrach der Cardinal mit leicht sarkastischem Lächeln — „ich habe Ihnen wirklich zu viel Scharfblick zugetraut, um in diesem Gerücht etwas Anderes, als das alberne Hirngespinnst eines neidischen Hofes zu sehen."

„Gnädiger Herr, die Geschichte ist nicht von heute

— ich that es lange genug. Ich schwieg, und hoffte, meine Schwester jenen frechen Nachstellungen zu entziehen, indem ich sie mit einem jungen Mann aus edlem Hause verlobte. Ich komme von meiner Gesandtschaft zurück und finde Stephanie — in einem Kloster — —"

„Genug, mein Herr!" unterbrach der Cardinal ruhig und gebieterisch — „Ihre Erbitterung wäre gerecht, wenn sie nicht jedes Grundes entbehrte. Der Graf von Soissons liebte Ihre Schwester — das ist richtig. Er beging Thorheiten, die besser ungeschehen waren, zum Glück aber sind dieselben unschädlich geblieben. Nicht um ein Vergehen abzubüßen, ging Fräulein Stephanie in's Kloster — wahrlich nicht! — ich weiß sehr wohl, welche Mühe man sich gegeben hat, sie in der Achtung Ihrer Majestät zu stürzen; nichts desto weniger ist Ihre Majestät so sehr von ihrem Werthe überzeugt geblieben, daß sie ihr sogar in ihr Asyl gefolgt ist — was wollen Sie mehr? Ich selbst war der Fürsprecher, welcher ihr die Erlaubniß auswirkte, den Hof verlassen zu dürfen, um sich in der Einsamkeit auf die neuen Verhältnisse vorzubereiten, welche sie an der Hand des Herrn von Lagieres erwarten. Ich war derjenige, der es auf Ihre eignen Bitten unternahm, das Fräulein mit

dieser Ehe auszusöhnen. Ich selbst hatte mir vorbehalten, Herrn von Lagieres, um der Verdienste seiner künftigen Gattin willen, auf eine Höhe zu heben, die Ihrem Ehrgeize genügen mußte. Und Sie sprechen von Entehrung, und wollen den Grafen von Soissons zum Duell fordern, weil er den Frevel beging, das schönste und beste Mädchen unter der Sonne zu lieben. Ich begreife Sie nicht."

„Und trotz dem," unterbrach de Broc finster, „ist meine Schwester in den Augen der Welt verloren. Der Herr von Lagieres schreibt mir, daß sein Sohn sich der Vermählung mit Stephanien weigere —"

„Wir wollen sehen, ob Herr von Lagieres die Hand einer Dame ausschlägt, die ich wie meine Tochter betrachte!" entgegnete Richelieu warm.

Erstaunt blickte Olivier zu dem Minister auf. Er hatte bis dahin an die Theilnahme desselben geglaubt, aber dieser Eifer erregte sein Mißtrauen.

Er zuckte die Achseln und antwortete nicht. Er wollte gehen, aber Richelieu rief ihn zurück.

„De Broc!" sagte er streng — „Sie beleidigen mich durch diese stumme Manier, mit der Sie meine wiederholten Behauptungen in Bezug auf Ihre Schwester Lügen strafen. Die Hartnäckigkeit, mit der Sie ein Mädchen, das nie ein anderes Unrecht beging,

als das, zu fromm für diesen Hof zu sein, durch den unwürdigsten Verdacht zu kränken wagen, ist gerades Wegs lächerlich. Glauben Sie mir — ich sage Ihnen das als Freund. Niemand fühlt besser als ich das Unangenehme Ihrer Lage. Daß dieser tolle Lagieres uns entlaufen mußte, kränkt mich selber auf's Empfindlichste. Indessen muß man doch Vernunft hören, und ich weiß nicht, wer gerecht sein soll, wenn Leute von Ihrem Verstande es nicht sein wollen. Stephanie ist schuldlos — ich wiederhole es Ihnen zum hundertsten und letzten Mal. Wir werden diesen Lagieres zurückbringen und hoffentlich Mittel und Wege finden, zugleich mit Ihrem gerechten Stolz auch den Ansprüchen unserer eigenen Dankbarkeit gegen Sie zu genügen. Ich frage Sie, ob Sie zufrieden sind. Es würde mir weh thun, Sie nicht unter meine aufrichtigen Freunde zählen zu dürfen."

Joseph, der am entgegengesetzten Ende des Saales seine Aufmerksamkeit zwischen den Versen und den Worten seines Gebieters theilte, fand, daß er mit de Broc viel zu viel Umstände mache. De Broc hatte seinerseits den Cardinal nie so sehr bewundert, als in diesem Augenblick. „Er mache es so," sagte er zu sich selbst, „daß ich, falls ich ihm nicht Genüge thue, mich gerade zu für einen Narren erklären muß."

Das war es, was Richelieu wollte. Er schwieg ein paar Minuten lang, und sagte dann leicht hingeworfen, wie um die Unterhaltung zu ändern:

„Sie sind Hugenott, nicht wahr, mein Herr?"

De Broc fuhr zusammen. „Dem Sieger von la Rochelle gegenüber bin ich nichts als ein getreuer Diener!" sagte er schnell gefaßt.

Er hatte den Cardinal verstanden. Er wußte, daß Richelieu keine Frage vergeblich that. Er begriff, daß er ihm nicht mehr ganz vertraute und einen Verdacht gegen ihn hegte, der nur zu wohl gegründet war.

Was sollte er thun? Er verbeugte sich tief und ehrerbietig und sagte zu dem Cardinal:

„Ich werde mich in Allem dem Willen Ew. Eminenz fügen; ich kenne meinen eignen Vortheil; verlassen Ew. Eminenz sich darauf."

Der Cardinal nickte freundlich und reichte ihm die Hand.

„Joseph!" rief er — „Du wirst einen Kurier nach Brüssel schicken, damit Alles für Herrn von Broc in Bereitschaft sei."

„Gut!" sagte Joseph, sich nähernd; „werden Ew. Eminenz mir nicht auch auf die anderen Depeschen Bescheid geben?"

Der Cardinal nahm sie, überblickte sie noch einmal und stand auf; ein Ausdruck von Unentschlossenheit war auf seinem Gesicht zu lesen.

„Ich hatte neulich einen Traum," sagte er laut vor sich hin — „der schwache Seelen wankend machen könnte."

Dann trat er an den Schreibtisch zurück.

„Unsern Aufrührern vom Hofe wollen wir noch eine Frist geben, um die Bastille zu vermeiden!" versetzte er mit vollkommener Ruhe. „Die betheiligten Schlösser des Languedoc werden geschleift; der Baron von St. Roman mag zur Galeere verdammt bleiben; das Parlament von Dijon pflegt gerecht zu sein."

Das war die tiefste Herabwürdigung — das letzte Siegel auf die Vernichtung des französischen Adels!!

Mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der wohl weiß was er thut, wandte der Cardinal sich zu de Broc, welcher glühend und sprachlos vor Entsetzen das eben gesprochene Urtheil vernommen hatte.

„Mit mehr als menschlichen Anstrengungen," sagte er stolz — „hat Frankreich seine innere Einheit erkämpft; es ist ruhig genug, um glücklich zu werden; von jetzt an können wir uns — endlich! — endlich nach Außen wenden, und es wird bald geschehen:

seien Sie dessen gewiß. Sie sind entlassen, Herr von Broc!" fügte er dann sehr leutselig hinzu; „ich spreche Sie noch heute Abend."

De Broc verbeugte sich, noch immer glühend und stumm.

„Ventre Saint Paul!" murmelte er im Hinausgehen — „ich will erfahren, was ihn bewegt, sich Stephanie's so väterlich anzunehmen."

Mit klopfenden Adern, mit zusammengepreßten Lippen verließ er den Saal, in einer Aufregung, die um so bitterer und verderblicher war, je tiefer sie auf dem Grunde seines Herzens verborgen lag. Nicht allein die Sache Stephanie's — der in der Verurtheilung dieses Barons von St. Roman dem französischen Adel zugefügte Schimpf — die furchtbare Ueberlegenheit dieses Richelieu, dessen Macht sich, wie es schien, auf die geheimsten Falten des menschlichen Herzens erstreckte — der ohne Zweifel einen Theil seiner Geheimnisse und Pläne kannte, und ihn, während er ihm als Edelmann mit der einen Hand das Brandmal aufdrückte, mit der andern durch die sanften und unzerreißbaren Bande einer zweifellos aufrichtigen und jedenfalls schmeichelhaften persönlichen Gunst an sich fesselte — diese unerhörte, dämonische Macht war es, die ihn reizte, die ihn empörte, die

ihn zur Rache und zur Vernichtung aufstachelte, die ihm den rasenden Wunsch einflößte, sich mit ihr zu messen. Den Plan dazu hatte er schon längst gefaßt; in dieser Stunde reifte der Wunsch zum Entschlusse.

Er warf einen Blick in seine Instruktionen und suchte dann den Vicegrafen auf, den er in einem Zimmer des Erdgeschosses, von einer Jagd ermüdet, auf einem Feldbette ausgestreckt fand. Er trat an ihn heran und betrachtete seine von der Natur schön gebildeten, jedoch durch sein laxes Leben gemein gewordenen Züge. Lagieres erwiderte den Blick, ohne sich aus seiner faulen Stellung aufzurichten. Um eine aufsteigende Regung des Zornes zu bemeistern, wandte Olivier sich weg, ergriff den Schaft einer Muskete und ging damit längs der Wand hin, von Zeit zu Zeit der Mauer einen Stoß gebend, dessen dumpfer Klang jene furchtbare Dicke verrieth, vermöge welcher das Schloß von la Chapelle Gaugain jeden Bombensturm verlachte. Dann kehrte er zu Lagieres zurück und sagte mit einem Stich von Verachtung:

„Der Cardinal hat erfahren, daß ich der reformirten Kirche angehöre. Ich frage Sie, ob Sie mich verrathen haben."

„Ich — Sie? — Was fällt Ihnen ein?" erwiderte Lagieres, indem er sich ein wenig aufrichtete und

gähnend auf den Ellenbogen stützte. „Wie käme ich dazu, Sie zu verrathen? Ich müßte jedenfalls ein größerer Dummkopf sein, als ich, dem Himmel sei Dank, bis heute bin.“

„Man hat auch keinen Versuch gemacht, Sie auszufragen?“ fuhr Olivier inquisitorisch fort. „Reden Sie die Wahrheit — ich muß es wissen.“

„Der Joseph ist bei mir gewesen und hat verblümte Reden geführt!“ erwiderte Lagieres, ängstlich werdend; „aber fragen Sie ihn selber, was ich über Sie gesagt. Daß Sie Hugenott sind, wußte er schon; ich hab's natürlich geleugnet. Man hat ein Auge auf Sie; ich rathe Ihnen also, sich ruhig zu verhalten; es ist das Beste, was Sie thun können, und damit gut.“

De Broc erwiderte nichts. Lagieres, der sich jetzt völlig ermuntert hatte, stand auf, setzte sich auf den Rand seines Feldbettes und betrachtete diesen Menschen, zu dem er seit Jahren in so sonderbaren, ihm selbst im Grunde unbegreiflichen Beziehungen stand. Er sah auf seinem Gesicht die Spuren innerer Martern, und begriff eigentlich nicht, was für eine Ursache zu denselben vorliege.

„De Broc!“ sagte er kopfschüttelnd nach einer Pause des Nachdenkens — „Sie plagen sich, wie mir

es scheint, mit fixen Ideen. Sie hegen Pläne, zu deren halbem Vertrauten Sie mich gemacht, und die sich ohne Zweifel, gegenüber den Argusblicken des Cardinals, nicht ausführen lassen. Wozu verdächtigen Sie sich durch diese unnützen Geheimnisse, während sich Ihnen durch Ihre von Richelieu so geschätzte diplomatische Fähigkeit die ehrenvollste Laufbahn eröffnet? Ich frage Sie endlich, was Sie beabsichtigen, und gebe Ihnen den ehrlichsten Rath, der Ihnen je gegeben ward, indem ich Sie ermahne, Ihre Hirngespinnste zum Teufel zu schicken und die Rettung der französischen Adelsehre, welche Sie durch Richelieu gefährdet meinen, Andern zu überlassen."

Es war dies zweifellos der reinste Ausdruck einer ganz gesunden, praktischen Vernunft, die aber Olivier, gleich allen geborenen Intriganten, die ihre Leidenschaften stets durch Unterbreitung idealer Begriffe zu coloriren wissen, tief verachtete. Er zuckte die Achseln und sagte in ziemlich wegwerfendem Tone: „Dächte der gesammte Adel wie Sie, Lagieres, so wäre er allerdings nicht werth, daß ich noch einmal, troß dem Schicksal Montmorency's, versuchen will, diese Eminenz an seiner völligen Vernichtung zu verhindern."

Lagieres' Latein war zu Ende. Er hatte gesagt, was er zu sagen wußte, und bemühte sich nicht mit

der Wiederholung von Argumenten, die so spurlos an Olivier abgeglitten waren. De Broc schien in einem innern Kampf begriffen; es kostete ihn Ueberwindung sich einem Menschen zu entdecken, dem seine ritterlichen Fanfaronaden keine Ehrfurcht einflößten, und der ihm durch den Gedanken, daß er in gewissem Sinne von ihm abhing, nur noch widerwärtiger ward.

Indessen bezwang er sich, und näherte sich Lagieres mit der Miene eines Märtyrers.

„Herr Vicegraf von Lagieres!" sagte er, als ob jedes Wort ihm Anstrengung verursache — „Sie erinnern sich wohl noch eines Gespräches, welches wir vor länger als einem Jahre in Paris in Bezug auf unsere Verhältnisse geführt. Die Zeit ist gekommen, wo Thaten an die Stelle der Worte treten müssen. Ich stelle Ihnen dieselbe Wahl wie früher. Meine Absicht ist, die Republik der Hugenotten im Umkreis der Cevennen wieder herzustellen. Ihr Schloß, ringsum der einzige feste Platz — das Gebiet Ihrer Vicegrafschaft von Gaugain, die den Distrikt beherrscht, sind mir unumgänglich nothwendig zur Anbahnung dieses Planes. Ich will sie besitzen, jedoch, um jeden Verdacht unmöglich zu machen, unter Ihrem so erzkatholischen und loyalen Namen. Ich würde in diesem Augenblick sogar der Verbindung meiner Schwester mit

Ihrem Sohn, den Se. Eminenz nach Kräften zu suchen verspricht, entsagen, wenn nicht die Ehre Stephanie's —"

„Einen Deckmantel gebrauchte!" fiel Lagieres ein — „nun ja, Messire von Broc, Sie wissen Ihre Gelegenheit zu fassen. Und wenn ich nun trotz aller Vorspiegelungen nicht wollte, daß mein Sohn —"

„Der Cardinal — die Königin wollen es!" unterbrach de Broc mit boshaftem Ausdruck — „vielleicht will's auch Herr Mazarin, der, wie ich höre, Ihren Sohn suchen soll — Genug, es wird geschehen, und es geht Sie nichts an, daß diese Leute, die das Projekt begünstigen, sich selbst am schlechtesten dadurch dienen."

„Morbleu!" rief Lagieres — „denken Sie denn aber, daß ich gar keinen Verstand im Leibe habe? Die Verhältnisse sind nicht mehr dieselben, seit Sie mir zuerst Ihre Vorschläge machten. Damals boten Sie mir Ihre Schwester für meine Grafschaft — aus Freundschaft halb und halb. Heute gebe ich Ihnen meinen Sohn — aus Freundschaft ganz und gar. Sie brauchen meinen Sohn, ich gebe ihn Ihnen, und weil Sie ihn nehmen, soll ich Ihnen zur Belohnung meine Grafschaft verschreiben! Mich wundert, daß Sie mir nicht das Hemde ausziehen und verlangen, daß ich mich bedanke, weil Sie nicht noch die Haut

dazu nehmen! — Das ist zum Lachen, bei Sankt Joseph!! — Hahaha!"

Und Lagieres lachte überlaut, ohne auf die kalte Uebergewichtigkeit zu achten, mit der Olivier auf- und abging und gelegentlich auf ihn herabblickte.

Sobald er ausgelacht, stand de Broc still.

„Mein lieber Freund," sagte er mit völliger Ruhe — „ein für allemal — es ist zu spät, sich mir zu entziehen. Wir hängen durch gewichtigere Ketten zusammen, als die, welche den armen St. Roman an die Galeere schmieden. Sie wissen meine Geheimnisse. Wer Lebensverhältnisse und Pläne wie die meinen verschweigt, verfällt in gleiche Strafe mit dem, der sie gemacht. Sie kennen vielleicht die criminalistischen Werke des Präsidenten von Thou. Heute vertraue ich Ihnen mein letztes Projekt. Wenn Sie mich heute nicht anzeigen, so sind Sie morgen mein Mitschuldiger."

„Und was, ich frage Sie —" rief Lagieres — „was bei St. Denys und allen Teufeln hindert mich, es zu thun? Richelieu wird mich belohnen und Sie — vielleicht dem Galeerenbaron zum Gesellschafter anweisen — voilà tout!"

„O," unterbrach de Broc mit Eiseskälte — „abgesehen von Ihrer Mitwissenschaft aller meiner früheren

Beziehungen, wird der Cardinal mit Ihnen, als dem trägsten Vasallen und dem nachlässigsten Gerichtsherrn, wahrlich nicht viel Umstände machen. Er sieht Ihr Schloß hier unten nur mit dem größten Widerwillen stehen, und würde zu glücklich über einen Vorwand zur Schleifung desselben sein, als daß nicht eine einzige Erinnerung an die Geheimnisse von 1610*) hinreichen sollte, gegen Sie ein Verfahren zu begründen und die Vicegrafschaft von Gaugain zum Krongut zu schlagen. Sie werden sich, trotz ihrer guten Gründe, mir fügen müssen, und um die Sache endlich abzuthun, habe ich Ihnen hier die Exemplare unserer, schon vor Jahresfrist aufgesetzten, gegenseitigen Verpflichtungen mitgebracht, die Sie gütigst noch heute in Gegenwart meines Secretärs, eines vereideten Notars und eines mir ergebenen Geistlichen unterzeichnen werden."

Gereizt und empört durch so viel freche Gewaltsamkeit, sprang Lagieres auf; aber einem Menschen gegenüber, der trotz aller anfänglichen Vortheile Lagieres' sich durch Geschicklichkeit zu seinem unumschränkten Gebieter gemacht, fehlten dieser feigen Natur die Worte. De Broc hatte das Alles mit solcher

*) Das Todesjahr Heinrich's IV.

Sicherheit voraus berechnet, daß er bei diesem Schweigen durchaus nichts empfand, als eine neue Regung von Geringschätzung und Widerwillen. Er nahm den Vicegrafen mit den Fingerspitzen beim Arm und nöthigte ihn auf diese Art, ihn in den Flügel des Schlosses zu begleiten, den er seit Jahren immer bewohnt, und wo er beständig die wichtigsten seiner Papiere niedergelegt hatte.

„Der Cardinal nimmt sich der Verlassenheit meiner Schwester an," sagte er; „ich vermuthe freilich, daß er — Gott weiß welche besonderen Ursachen dazu hat — doch gleichviel für jetzt; ich muß ihm dankbar sein, und muß es ihm beweisen. Ich reise morgen auf's Neue als sein Gesandter nach Flandern; ich habe auf dem Haag die Conferenzen zu leiten, sodann Monsieur aus Brüssel heimzuspediren, und mir als Edelmann gelobt, diese Angelegenheit so glänzend als möglich durchzuführen; ich bin dann quitt mit Richelieu. Ich muß die Beruhigung mit mir nehmen, daß ich als Herr eines Schlosses scheide, das die Provinz beherrscht, für deren Befreiung ich schon von dort aus mit Erfolg zu wirken hoffe. Im Uebrigen wiederhole ich, daß Sie, unserer alten Abrede gemäß, in nichts beeinträchtigt werden sollen."

Der arme Vicegraf schwieg — es war das Ein-

zige, was er zu thun im Stande war. Die Contracte wurden herbeigeholt; die Zeugen erschienen, und Lagieres unterzeichnete.

„So,“ sagte de Broc triumphirend, indem er das eine der Exemplare zusammenfaltete und in eine, in der Wand verborgene Schatulle verschloß — „wir wollen sehen, ob Se. Eminenz von jetzt ab ungestört, wie Sie geglaubt, Ihre Kraft der Zerstörung auswärtiger Mächte wird widmen können.



Früher erschien in demselben Verlage:

# Eine verlorene Seele.

Roman in 4 Bänden

von

**Aline von Schlichtkrull.**

4½ Thlr.



